

Wir sind
DU!



INTERKULTURELLE AUSRICHTUNG DER **OFFENEN ALTENHILFE**

Projektdokumentation





Grußwort	3
Ein zukunftsweisender Schritt	4
„Offene Altenhilfe und interkulturelle Öffnung“ – Ein Projekt im Rahmen des Informations- und Kommunikationssystem Integration (ISI)	5
Die Dinge gemeinsam anpacken	7
„Das Dazwischen ist wichtig“	12
„Wir sind die Gesellschaft“	13
„Jeder Stadtteil muss seinen Weg finden“	14
„Sie hatten nie eine reale Chance“	15
Die vergessene Generation	20
„Wir träumen von einer gelungenen Kommunikation“	23
„Wir brauchen Brücken“	25
Lob und Tadel	28
Mit Herz und Verstand	29
Von Taschenlampen und wackligen Brücken	31
Abschließende Stellungnahme zum Verlauf des Projektbausteins „Offene Altenhilfe“	34

Grußwort

Sehr geehrte Damen und Herren,

in einer ausdifferenzierten und pluralistischen Stadtgesellschaft kommt der interkulturellen Öffnung von Einrichtungen, Diensten und Dienstleistungen eine zentrale und überaus bedeutende Rolle zu.

Gelingt es uns diesen gesellschaftlich wichtigen und unumkehrbaren Prozess qualitativ weiterzuentwickeln und in unser Alltagshandeln fest zu verwurzeln, werden wir gute Bedingungen für eine gelingende Integration schaffen können.

Die einst angeworbene Zuwanderergeneration hat einen unschätzbaren Beitrag zu unserem wirtschaftlichen Wohlergehen geleistet und unsere Gesellschaft durch kulturelle Vielfalt bereichert. Hierfür gebührt ihnen unser ehrlicher Dank und großer Respekt.

Umso wichtiger ist es, dass man diese Menschen nicht sich selbst überlässt, sondern sich ihnen widmet und bedarfsgerechte Angebote und Maßnahmen gestaltet. Es muss eine Selbstverständlichkeit sein, dass ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte über das breite und hochwertige Angebotsspektrum der hiesigen Alten- und Pflegehilfe hinreichend Kenntnisse haben und diese in Anspruch nehmen.

Der Projektbaustein „Interkulturelle Ausrichtung der offenen Altenhilfe in Zusammenarbeit mit den Migrantenselbstorganisationen“ im Rahmen der Entwicklung des internetgestützten Informations- und Kommunikationssystems „Integration“ (ISI), ist ein wichtiger Schritt in diese Richtung. Viele

weitere werden sicherlich noch folgen müssen. Die Projektmitwirkenden haben in einem ersten Aufschlag gute Grundlagen dafür geschaffen, dass man sich auch künftig mit aller Sorgfalt und Entschlossenheit mit diesen Themenfeldern auseinandersetzt und tragfähige Konstrukte entwickelt werden können.

Allen Akteuren, den beteiligten Migrantenselbstorganisationen, den Wohlfahrtsverbänden, den externen Impulsgebern und Begleitern, sowie den beiden städtischen Fachbereichen, danken wir ausdrücklich für die geleistete Arbeit.

Die Anstrengungen gerade in diesem Bereich machen Mut, denn generell gilt es interkulturelle Ausrichtung voranzubringen und in die Praxis umzusetzen – gelingen kann dies, wenn es gewollt ist und wenn alle mitwirken.



Adolf Sauerland
Adolf Sauerland
Oberbürgermeister



L. Özmal
Leyla Özmal
Integrationsbeauftragte der Stadt Duisburg



Ein zukunftsweisender Schritt

von Reinold Spaniel, Beigeordneter für Arbeit und Soziales, Sport, Personal und Organisation

Mit dem Projekt der interkulturellen Zusammenarbeit zwischen Einrichtungen der offenen Altenhilfe (Begegnungs- und Beratungszentren) und Migrantenselbstorganisationen ist ein zukunftsweisender Schritt in die richtige Richtung eingeleitet worden. Diese Entwicklung wurde durch die Träger der freien Wohlfahrtspflege schon in den zurückliegenden gesamtstädtischen Integrationskonferenzen vorgeschlagen und nun in die Praxis umgesetzt.

Noch ist die Gruppe der älteren Menschen aus dem Ausland in der Bevölkerungsstatistik zahlenmäßig klein. So lebten in Duisburg am 31.12.2008 im Alter von über 80 Jahren insgesamt 525 Ausländer und davon z.B. 95 Personen aus der Türkei. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass das Thema „Alter und Pflege“ noch kein nennenswertes Thema im Bereich der Migrantenselbstorganisationen ist.

Um so wichtiger ist die interkulturelle Zusammenarbeit zwischen den ortsnahen Begegnungs- und Beratungszentren und den entsprechenden Gruppierungen der Migrantinnen und Migranten.

Das Projekt hat in der Praxis gezeigt, dass die Entwicklung einer vertrauensvollen Zusammenarbeit seine Zeit dauert und langsam wachsen wird. Erste „Pflänzchen“ sind durch dieses Projekt entstanden und werden hoffentlich zunehmend wachsen. So sind Kooperationen zwischen den Organisationen entstanden, die für die Zukunft hoffen lassen: In einer Migrantenselbstorganisation werden Sprechstunden zu allen Fragen des Alters angeboten, in einem Stadtteil wird gemeinsam im Begegnungs- und Beratungszentrum das Fastenbrechen gefeiert und in einem anderen ein gemeinsames großes interkulturelles Sommerfest geplant.

Interkulturelle Öffnung und Zusammenarbeit ist nur mit entsprechenden engagierten Partnerinnen und Partner zu realisieren. Hierzu ist der Dialog unentbehrlich. Selbst wenn über Inhalte gestritten wird, kommt der Dialog zustande und erst recht wenn gemeinsame Projekte den Dialog im Ortsteil bestimmen.

Das Projekt war zeitlich begrenzt auf das Jahr 2008 und sollte entsprechende Impulse geben. Um so erfreulicher ist die Tatsache, dass die dort entwickelten ersten Ideen der Zusammenarbeit sich nun weiter entwickeln.



Reinold Spaniel



„Offene Altenhilfe und interkulturelle Öffnung“ Ein Projekt im Rahmen des Informations- und Kommunikationssystem Integration (ISI)

Vorgeschichte und Erwartungen an das Projekt

Viel hört man über die zweite und dritte Einwanderergeneration in Deutschland. Vor allem über das, was bei den Kindern und Enkeln der ehemaligen Gastarbeiter nicht so gut läuft, gibt es reichlich Berichte in den Medien. Doch was ist mit der ersten Generation? Wenig nur ist über jene Menschen bekannt, die einst als Arbeitskräfte auf Zeit angeworben wurden und sich später entschieden, in der Fremde heimisch zu werden. Heute sind sie im Ruhestand. Sie sind Rentner, die immer noch mit ihren Geburtsorten verbunden sind, teilweise sogar alljährlich mehrere Monate dort verbringen. Dennoch ist Deutschland ihr Lebensmittelpunkt. Wie leben sie im Alter? Was brauchen sie, wie kommen sie zurecht?

Bedarf an Informationen

Fragen, die auch bei den Duisburger Integrationskonferenzen 2005 und 2006 gestellt wurden. „Dort wurde deutlich, dass die erste Zuwanderergeneration mehrheitlich ihren Lebensabend hier verbringen wird“, sagt Marijo Terzic, stellvertretender Leiter des Referates für Integration. Nicht nur das: Erstmals seien auch von einer eigenen Arbeitsgruppe erarbeitete Handlungsperspektiven für Gesundheit und Altersperspektiven dieser Bürger diskutiert worden. Das Ergebnis: Es besteht ein Bedarf sowohl an Informationen als auch an Maßnahmen im ambulanten und stationären Bereich. Als dann auch noch zum 1. Januar 2007 einschnei-

dende Veränderungen in der Beratungslandschaft vollzogen wurden, war schnell klar: Die neue Vorgabe, Sonderdienste für Migranten abzuschaffen und die städtischen Dienste für alle Duisburger zu öffnen, geht zwar in die richtige Richtung, wird jedoch nicht ohne Weiteres umsetzbar sein. Dafür ist das Informationsdefizit noch viel zu groß - auf beiden Seiten.

Das Referat für Integration entschied sich daher, einen Antrag für das Landesprogramm KOMM-IN zu stellen, das Kommunen dabei unterstützt, besser organisierte Angebote und Strukturen für Menschen mit Zuwanderungsgeschichte zu schaffen. Mit den Fördermitteln wird nun das Infosystem Integration (ISI) eingerichtet, „eine Internetplattform für Information und Kommunikation“, wie Marijo Terzic erklärt. Die Öffnung der Altenhilfe, die durch den Wegfall der Sonderdienste zur dringend notwendigen Aufgabe geworden ist, wurde vom Referat für Integration zu einem Projektbaustein von ISI erklärt. Die Idee: Um langfristige und nachhaltige Strukturen aufbauen zu können, sollen die Akteure im Bereich der Altenhilfe, die Stadt Duisburg (in Form des Amtes für Soziales und Wohnen) und die Migrantenselbstorganisationen miteinander vernetzt werden. Gemeinsam sollen sie daraufhin konkrete Handlungsschritte entwickeln, die zunächst an vier Modellstandorten - Begegnungs- und Beratungszentren (BBZ) im Norden, Westen, Süden und im Zentrum der Stadt - umgesetzt werden.

Kulturelle und religiöse Vielfalt

Bei einer Auftaktveranstaltung, die am 27. September 2008 stattfindet, werden sich die Projektteilnehmer zum ersten Mal kennenlernen. Nurcan Tarakci vom Referat für Integration hat die Aufgabe, im Vorfeld Kontakt zu Migrantenselbstor-



ganisationen herzustellen und diese mit ins Boot zu holen. Bei ihren Gesprächen mit Ansprechpartnern in ganz Duisburg hat sie im Norden der Stadt begonnen. „Ich habe auf jeden Fall festgestellt, dass der Bedarf da ist“, sagt Tarakci. Zwar gebe es in den BBZ genügend Beratungsangebote, „aber es fehlt der Zugang“. Positiv sei ihr aufgefallen, dass bereits zum jetzigen Zeitpunkt viele Ideen geäußert wurden, wie besser auf die Bedürfnisse der Migranten reagiert werden könne. „Die Migrantenselbstorganisationen sind bereit, zu kooperieren“, zieht Nurcan Tarakci ein erstes Fazit, „auch wenn es noch Vorbehalte gibt und viele sich noch nicht vorstellen können, wie es inhaltlich laufen soll“. Um so viele Migranten wie möglich zu erreichen, sei bei der Auswahl der Kooperationspartner sowohl in kultureller als auch religiöser Hinsicht auf Vielfalt geachtet worden. Von dem Projekt erhofft Nurcan Tarakci sich vor allem Eines: „Ergebnisse, die wir für unsere Arbeit nutzen können“.

Mit einem „schwierigen Prozess“ rechnet Stefan Ernst vom Amt für Soziales und Wohnen für das bevorstehende Projekt. „Es wird bestimmt Berührungspunkte geben“, befürchtet der Senioren- und Pflegeberater. Dennoch hofft er, dass auf der einen Seite die Einrichtungen lernen werden, sich mehr zu öffnen und auf der anderen Seite die teilnehmenden Migranten Informationen über das bestehende Angebot in die Communitys tragen. Ernst: „Es wäre sehr viel erreicht, wenn man schonmal die Ansprechpartner und die Migrantenselbstorganisationen (MSOs) zusammenbringt.“ Ein Austausch sei in jedem Fall ein Erfolg, so Stefan Ernst, und hierfür könne das Projekt nur ein Anstoß sein.

Brücken in die Communitys

Auch Marijo Terzic ist klar, dass es sich um eine Initialzündung handeln wird, die nur der Auftakt

für eine weitere Zusammenarbeit sein kann. „Wir bringen Akteure zusammen, die vielleicht in dieser Form nicht zusammenkommen würden“, betont Terzic das Besondere an diesem Projekt. Neu sei vor allem, dass die Verantwortlichen mit Vertretern aus Migrantenselbstorganisationen, die Terzic als „Brücke in die Communitys“ bezeichnet, auf Augenhöhe zusammenarbeiten werden. Terzic: „Das wird spannend, das Ganze aus verschiedenen Blickwinkeln zu sehen.“

Einen dieser Blickwinkel wird Hüseyin Yurtsever einnehmen. Seit 15 Jahren arbeitet der Türkisch-Lehrer ehrenamtlich für die Arbeiterwohlfahrt, im Ortsverein Marxloh-International leitet er eine Seniorengruppe, die zu 98 Prozent aus Migranten besteht. „Es gibt eine große Sprachbarriere bei der ersten Einwanderergeneration“, sagt der 50-Jährige. Rentenkasse, Sozialamt, Arbeitsagentur – überall lauern Hürden für diese Menschen. „Es gibt Anträge“, sagt Hüseyin Yurtsever, „die kann noch nicht einmal ein Deutscher ausfüllen“. Die muttersprachliche Sozialberatung sei auch bei der Awo Marxloh im vergangenen Jahr abgeschafft worden, „aber die Leute kommen trotzdem“. Denn sie wüssten nicht, wo sie sonst hingehen sollten. „Und ich weiß auch nicht, wo ich sie hinschicken soll“, sagt Yurtsever, der mit der Masse von Anfragen seiner Landsleute völlig überfordert ist.

Am Projekt „Offene Altenhilfe“ will Hüseyin Yurtsever gerne teilnehmen, das Konzept überzeuge ihn zumindest in der Theorie, „auch wenn die Zeit erst zeigen wird, was es bringt“. Doch ihm gefalle gut, so Yurtsever, dass sich des Themas überhaupt angenommen werde – „und dass das Problem mit den Betroffenen gemeinsam gelöst werden soll. Denn wenn es ohne uns gemacht wird, sehe ich keine Zukunft dafür“.



Die Dinge gemeinsam anpacken

Auftaktveranstaltung für den Projektbaustein „Interkulturelle Ausrichtung der offenen Altenhilfe in Zusammenarbeit mit den Migrantenselbstorganisationen“ in der Alten Feuerwache Duisburg-Hochfeld

In vielen Dingen waren sich die Teilnehmer der Auftaktveranstaltung in der Alten Feuerwache einig: Darin, dass mehr für die älteren Migranten getan werden muss und darin, dass es dafür einer Professionalisierung nicht nur der Begegnungs- und Beratungszentren (BBZ), sondern auch der Migrantenselbstorganisationen bedarf. „Offene Altenhilfe geht uns alle an“, brachte Şevket Avcı, Vorsitzender des Beirates für Zuwanderung und Integration, es gleich zu Anfang auf den Punkt. Schließlich leben wir, so Avcı, in einer Gesellschaft, in der die Menschen immer älter werden. Welchen Beitrag das Projekt „Offene Altenhilfe“ hierbei leisten kann, erklärte Dr. Rauf Ceylan vom Referat für Integration: „Wir wollen den Prozess der Kommunikation fördern – und dann die Nachhaltigkeit.“ Das heutige Treffen, so Ceylan, sei deshalb wichtig, „weil wir bedürfnisorientiert vorgehen wollen“. Herauszufinden, wo diese Bedürfnisse liegen, darum sollte es in den nächsten fünf Stunden gehen.

Mangelnder Kontakt zur deutschen Umwelt

Bevor es praktisch wurde und sich Vertreter von BBZ und MSOs in Kleingruppen zum Austausch zurückzogen, stellten Prof. Dr. Herbert Hübner und seine Mitarbeiterin Güllü Koç Ergebnisse einer Studie des Instituts für Sozial- und Kulturforschung (ISK) vor. „Entwicklung quartiersnaher Handlungskonzepte für ältere Menschen mit Migrationshintergrund“ lautet der Titel der Untersuchung, die

sich auf die Stadtteile Hochfeld und Hochemmerich konzentriert. Hübner begann seine Ausführungen mit einer persönlichen Anmerkung: „Ich war genau so alt wie die ersten Gastarbeiter, als diese nach Deutschland kamen.“ Er erinnere sich noch gut an die Ballungen von Menschen an den Bahnhöfen. „Da kam man an, das war die Verbindung zur Heimat“, sagt Hübner. Bleiben oder nicht bleiben, dieses Gefühl kennzeichne eine ganze Generation. Sich selbst als Teil dessen wiederzufinden, das er untersucht, habe er als „kurios“ empfunden.

Am Anfang der Untersuchungen von Hübner und Koç stand die Frage nach den Lebensbedingungen älterer Migranten - und nach den Gründen ihrer Entstehung. Hübner: „Wo leben Menschen aus anderen Ländern? In den klassischen industrienahen Stadtteilen. In einem Vakuum, das entstanden wäre, wenn die Gastarbeiter dort nicht eingezogen wären.“ Die Isolation des Wohnens und der mangelnde Kontakt zur deutschen Umwelt seien selbstgemacht, so Hübner, „durch mangelnde Sprachkenntnis“. Das Forscherteam habe zudem „ein eklatantes Informationsdefizit über die Angebote der Stadt“ festgestellt. Auf der anderen Seite herrsche auch „große Ratlosigkeit“ im Umgang mit den älteren Migranten in der eigenen ethnischen Gruppe. Hübner: „Der Besuch einer Teestube ist nicht ausreichend.“

Die Überforderung der Kinder

Güllü Koç, die selbst im Alter von neun Jahren aus der Türkei nach Deutschland kam, war während des Forschungszeitraumes für die Kontaktaufnahme zu den Migrantenselbstorganisationen zuständig. „Die ersten Reaktionen waren Freude, aber auch Skepsis“, sagt sie. In Beratungsangeboten habe sie versucht, herauszufinden, welche Probleme die älteren Migranten beschäftigen. Koç: „Kör-



perlich ist das oftmals Diabetes, seelisch ist es die Einsamkeit.“ Bei den Kindern ihrer Klienten erlebte sie oft die Überforderung, sich um das eigene Leben und um das der Eltern zu kümmern. Ein ganz wichtiges Thema sei hierbei die Freizeitgestaltung gewesen. Koç appellierte deshalb an die anwesenden Vertreter der MSO, „sich die Älteren zum Thema zu machen“.

Als „typisches Kind des Schmelztiegels Ruhrgebiet“ stellte sich während der Veranstaltung Senioren- und Pflegeberater Stefan Ernst vor. Aus Friesland, Polen und Dänemark stammen seine Vorfahren, was den Mitarbeiter des Amtes für Soziales und Wohnen dafür prädestinierte, an diesem Projekt teilzunehmen. Ernst erklärte den Anwesenden die Aufgaben der kommunal geförderten BBZ, die in Trägerschaft verschiedener Wohlfahrtsverbände stehen. 16 BBZ und 25 so genannte Treffpunkte für Senioren gibt es in Duisburg, zu deren Aufgaben nicht nur die Verbesserung der Lebensqualität, das Beheben von Informationsdefiziten und das Anbieten von Kultur, Freizeit und Begegnung gehören, sondern auch die Integration aller im Stadtteil lebenden Menschen.

Anleitung für den Dschungel

Die einführenden Worte waren gesprochen, jetzt ging es zum praktischen Teil über. Vier Arbeitsgruppen wurden gebildet: die Gruppe Nord, die Gruppe Mitte, die Gruppe Süd und die Gruppe West. In jeder standen drei Fragen im Mittelpunkt: 1. Welche Motivation haben Sie, um sich mit dem Thema Seniorenarbeit zu beschäftigen? 2. Welchen Bedarf haben Sie? 3. Haben Sie schon Hilfssituationen in Ihrer Organisation mit älteren Menschen erlebt? Geleitet wurden die Gruppengespräche von Rauf Ceylan, Nurcan Tarakçı, Hansjörg Müller und Stefan Ernst. Die Vorgehensweise der Kleingruppen

war recht unterschiedlich: Während die Gruppe West sehr stringent und analytisch an die Sache heranging und sich schon bald darauf konzentrierte, eine Bedürfnis-Pyramide möglichst übersichtlich zu Papier zu bringen, tauschten in der Gruppe Süd türkische, deutsche und italienische Teilnehmer zunächst Erfahrungen und Anekdoten aus. Angi Maturana zum Beispiel hat die Erfahrung gemacht, dass ältere Migranten in ihrer Freizeit Dinge tun möchten, die sie von früher kennen. Wünschenswert, so Maturana, sei ein generationenspezifischer Ansatz, bei dem die Älteren ihre Erfahrungen den Jüngeren weitergeben. Rauf Ceylan wunderte sich darüber, dass keine italienischen MSO in Duisburg existieren. „Wenn zwei Türken zusammenkommen, gründen sie einen Verein“, scherzt der Wissenschaftler. Doch Maturana sieht optimistisch in die Zukunft: „Man muss einfach anfangen. Wenn man vor 40 Jahren angefangen hätte, wären wir jetzt weiter“, sagt sie – und alle anderen stimmen ihr zu. Martin Kleinwächter, Leiter des BBZ in Mündelheim, äußert sein Gefühl, sich bei dem Thema ältere Migranten „in einen Dschungel zu begeben, der fremde Geräusche macht“. Kleinwächter: „Ich brauche eine Anleitung für diesen Dschungel.“

Interkulturelle Sensibilisierung

In der Gruppe Nord stand das Thema interkulturelle Sensibilisierung im Mittelpunkt der Gespräche. Hier gebe es noch große Defizite, so die Teilnehmerinnen. Die Auftaktveranstaltung des Projektes sei ein gutes Beispiel hierfür. Sie finde zu einem ungünstigen Zeitpunkt statt, da sie zur muslimischen Fastenzeit und dann noch am Tag nach einem besonders religiösen Abend stattfindet, den viele Gläubige bis spät in die Nacht in der Moschee verbracht hätten. Bei der abschließenden Ergebnispräsentation war es dann Pfarrerin Anja Humbert, die zusammenfasste, was die Arbeitsgruppe Nord



erarbeitet hat – und hierbei auch auf das Thema interkulturelle Sensibilität zu sprechen kam. Eine wichtige Frage sei, so Humbert, wie man Zugänge schaffen könnte. „Es einfach auszuhängen, wird niemanden irgendwohin locken.“ Es gebe Barrieren und Ängste auf beiden Seiten „und je niedriger die Bildung ist, desto größer ist die Angst, auf andere zuzugehen“. Abschließend sagte Humbert, dass es ohne finanzielle Hilfe nicht gehen werde.

Die Ergebnisse der Gruppe Mitte stellte Yilmaz Gümüş von der Islamischen Gemeinde Duisburg vor. Zunächst einmal stellte er fest, dass es in islamischen Gemeinden zum täglichen Geschäft gehöre, sich mit älteren Menschen auseinander zu setzen, weil diese am häufigsten diese Orte aufsuchten. „Die Vereine haben Angebote“, sagt Gümüş, „aber die Strukturen fehlen. Sie müssen professionalisiert werden“. Rosemarie Herfurthner vom Modellstandort des BBZ-Mitte in Trägerschaft der AWO ging gleich darauf ein: „Wir können Fachwissen weitergeben, nicht an alle, aber an die Beratenden in den MSO.“

Wunsch nach Ernsthaftigkeit

Auch die Arbeitsgruppe West, deren Ergebnisse von Abdullah Elmacı (Rheinhausener Bildungs- und Kulturverein) zusammengetragen wurden, ist der Meinung, dass sie die Arbeit mit den älteren Migranten bereits leistet, „nur wir brauchen Personal, wir müssen professionalisiert werden“. Erst wenn die MSO den BBZ gleichgestellt wären, seien gemeinsame Aktionen mit Awo, Caritas und anderen möglich, so Elmacı. Das Ziel müsse sein, durch gegenseitigen Informationsaustausch eine professionelle Hilfe für Senioren aufzubauen. Dabei hoffe Elmacı sehr auf die Ernsthaftigkeit des Projektes, denn „ich habe schon bei vielen Projekten den Anfang erlebt – aber nicht das Ende“.

Den Aufbau von Informations- und Kommunikationsstrukturen mahnte auch die Arbeitsgruppe Süd an. Neben der interkulturellen Ausrichtung der BBZ, der Kooperation mit MSO vor Ort und dem Schaffen von Zugangsstrategien kam in dieser Gruppe auch die Frage nach den Finanzen zur Sprache. Weshalb das „Eruieren von finanziellen Ressourcen“ unbedingt zum Projekt gehören sollte.

Zum Abschluss eines arbeitsintensiven Tages blickten Sabine Wolf-Wennersheide und Karin Scholze in die Zukunft. Im weiteren Projektverlauf werden in drei Fortbildungen zunächst die Ressourcen auf beiden Seiten ermittelt, bevor es dann in die aktive Phase geht: In gemeinsamen Aktionen werden Mitarbeiter der Bildungs- und Beratungszentren und Migrantenselbstorganisationen vor Ort den Erfolg ihrer Zusammenarbeit testen. Um die Nachhaltigkeit zu gewährleisten, geht es dann um Strategien, Methoden, Visionen – und auch darum, gemeinsame Forderungen zu formulieren. Sabine Wolf-Wennersheide appellierte an die Anwesenden: „Wenn wir die Einrichtungen öffnen wollen, sind wir auf Ihre Hilfe angewiesen.“

Ressourcen und Potenziale

Das Credo der Referentin: Nicht immer alles negativ sehen. „Welche Ressourcen, welche Potenziale bringen diese Menschen mit?“ sei die erste Frage, die man stellen müsse, und dann: „Wie können wir diese nutzen?“ Die interkulturelle Öffnung von Einrichtungen bedeute auch immer die kritische Überprüfung von Arbeitskonzepten, von Handlungsansätzen und Angeboten. „Es bringt nichts“, sagt Zacharaki, „wenn wir zwischen dem Wir und Ihr unterscheiden. Wir leben in einer globalen Welt. Das bedeutet eine Herausforderung für uns alle“. Interkulturelle Kompetenz sei „die Fähigkeit, mit Situationen in der multikulturellen Gesellschaft umgehen zu können“.



Zum Umgang der Kulturen miteinander machte Zacharaki einen zunächst komisch wirkenden, auf den zweiten Blick jedoch einleuchtenden Vergleich: „Zwischen Türken, Deutschen und Italienern gelten dieselben Strategien wie in einer Ehe.“ In beiden Fällen könne man wählen zwischen Separation (Ablehnen der Fremdkultur, Wertschätzung der eigenen Kultur), Assimilation (Ablehnen der eigenen Kultur, Wertschätzung der Fremdkultur), Integration (Wertschätzung beider Kulturen, Zusammenführung zu einer neuen Symbiose) und Marginalisierung (Ablehnung der eigenen und der fremden Kultur, soziale Ausgrenzung). Es gehe um Dominanz und Unterwerfung, so Zacharaki, in der Ehe ebenso wie bei der Arbeit, im Stadtteil und in der Gesellschaft. Hauptsächlich gebe es zurzeit zwei Strategien, die gelebt würden: Entweder dominiere der eine den anderen oder man lasse sich scheiden - im übertragenen ebenso wie im wortwörtlichen Sinne. Ziel sei es jedoch, nach dem Gemeinsamen zu suchen. Zacharaki: „Wir entscheiden, wir sind die Akteure - und wir tragen die Verantwortung.“

Weg vom Ethnozentrismus

Für ein Zusammenleben – in der Ehe ebenso wie in einer Gesellschaft - braucht es laut Zacharaki Kompetenzen: Man müsse zum einen nach Gemeinsamkeiten suchen und zum anderen dazu bereit sein, Werte voneinander zu übernehmen. Dies müsse auf zwei Ebenen geschehen, auf der strukturellen wie auf der persönlichen. „Wenn ich das Modell will, muss ich mich anstrengen, mich entwickeln“, sagt Zacharaki. Vom Ethnozentrismus, bei dem die eigene Weltsicht die einzig mögliche ist, hin zur selektiven Aneignung positiver Merkmale und Verhaltensweisen der Fremdkultur. „Dafür brauchen wir Unterstützung“, sagt die Expertin. Diese müsse in erster Linie von Hauptamtlichen kommen, angefangen von den Lehrern in der Schule.

Mit Spannung verfolgen die Teilnehmer den Vortrag. Im Hintergrund brodelt lautstark das Wasser im Samovar, dem orientalischen Teekessel, und ab und zu erzittert der Fußboden, weil draußen eine Straßenbahn vorbeirattert. Auch in einigen Köpfen rattern die Gedanken, das kann man förmlich sehen. Und aus manchem platzen die Fragen gleich heraus. „Wie soll das, was wir hier besprechen, zu den Menschen auf der Straße kommen?“, fragt Hüseyin Yurtsever. „Was können Eltern, die selbst nicht wissen, wie das Zusammenleben funktioniert, ihren Kindern weitergeben?“ Ionna Zacharaki ist zuversichtlich. „Wir sind die Gesellschaft“, sagt sie. Sie glaubt an die Veränderung. Was derzeit gelebt werde, sei nur eine Phase. Zacharaki: „Da müssen wir durch.“

Grenzen und Chancen

Schluss mit der passiven Aufnahme, jetzt sind die Teilnehmer dran. In Kleingruppen sollen sie über die Grenzen und Chancen der interkulturellen Öffnung von Einrichtungen diskutieren. Dabei stehen drei Fragen im Mittelpunkt: Welche Grenzen/Chancen gibt es für mich, welche für die Institution und welche für die Stadt?

Gruppe Eins malt gleich ein großes rotes Herz auf die Papiertischdecke. Hier sind sich alle einig darüber, dass persönliche Beziehungen und Kontakte ganz wichtig sind. Man dürfe das Thema nicht theoretisch betrachten. „Mir geht es darum, alles was ich weiß, weiterzugeben“, sagt Fadime Tekiner vom Beirat für Zuwanderung und Integration.

Währenddessen wird in Gruppe Zwei über Vorurteile und Rassismus diskutiert. Tanja Tobias vom BBZ Karl-Jarres-Straße erzählt von Senioren in Hochfeld, die erlebt haben, wie ihr Stadtteil sich verändert hat. „Das gefällt ihnen nicht mehr“,



sagt Tobias. Silvana Feragutti von der italienischen Community glaubt den Grund für das Unbehagen zu kennen: „Die Menschen sind von den politischen Entwicklungen ausgeschlossen worden, in Hochfeld genauso wie in Marxloh.“ Einiges hätte anders gemacht werden müssen, kritisiert sie. So hätte man intervenieren müssen, als zu viele Deutsche weggezogen sind. Tanja Tobias führt ein weiteres wichtiges Argument an: „Wenn wir alt sind, werden wir Migranten kennen. Das ist bei den Menschen, die heute alt sind, nicht so. Die hatten höchstens mal einen Vorzeige-Ali.“

In Gruppe Drei geht es gerade darum, wie gemeinsame Themen und Interessen gefunden werden können. Weil erst dann auch der Zugang zu den Diensten für Ältere gefunden werden kann. „Wichtig ist eine niedrige Schwelle“, sagt Hans Müller vom Amt für Soziales und Wohnen, „damit die Beratung angenommen wird“. Hülya Ceylan von der Begegnungsstätte in der neuen Diti-Moschee in Marxloh stimmt zu. Es bringe jedoch nichts, in der deutschsprachigen Presse auf Angebote hinzuweisen. „Man muss persönlich hingehen, sich vorstellen“, sagt sie.

Kultur und ihre Einflüsse

Zuhören, Mitdenken, Diskutieren – das kann anstrengend sein. Also gibt es eine Mittagspause und eine türkische Stärkung für die Teilnehmer der Fortbildung. Bei Linsensuppe lässt sich auch prima darüber austauschen, wie es bisher gelaufen ist. „Hat mir sehr gut gefallen“, sagt Abdullah Kirici von der Islamischen Gemeinde Duisburg. Insbesondere meint er damit den Vortrag von Ioanna Zacharaki. „Vieles wusste ich schon“, sagt er, „aber ich wusste nicht, wie man es aussprechen soll“. Es gibt jedoch auch kritische Stimmen am Rande der Veranstaltung. So hätte sich Zehra Yılmaz von der

Begegnungsstätte in der DITIB-Moschee in Marxloh noch mehr deutsche Teilnehmer gewünscht.

Weiter geht es mit einem weiteren Vortrag von Ioanna Zacharaki. Das Thema: Kultur und ihre Einflüsse. Zacharaki spricht über unterschiedliche Kulturstandards, die das Wahrnehmen, Denken, Werten und Handeln eines jeden bestimmen. Kollektivismus versus Individualismus, monochrones Zeitverständnis versus polichrones Zeitverständnis – Schnell wird deutlich, wie sehr solche erlernten kulturellen Prägungen den Weltblick beeinflussen. Jetzt sind wieder die Teilnehmer gefordert. Aufgeteilt auf zwei Gruppen sollen sie sich mit Altersbildern in verschiedenen Kulturen auseinandersetzen.

Warmherzig, aber stur

In beiden Räumen wird frei assoziiert und heiß diskutiert. Positive Bilder vom Alter stoßen auf negative: „warmherzig“, „erfahren“ und „kommunikativ“ steht da auf bunten Kärtchen geschrieben, aber auch „stur“, „einsam“ und „dickköpfig“. Die Begriffe werden den Kulturen zugeordnet, was sich als schwierig erweist. Die Anti-Falten-Creme als typisch deutsches Bild vom Alter? Der erfahrene, ehrwürdige Greis als typisch türkisches Bild? So einfach ist das alles nicht, das stellen die Teilnehmer schnell fest. Die Wertschätzung der Alten mag heute bei Migranten ausgeprägter erscheinen, vor einiger Zeit gab es sie jedoch auch in Deutschland, wie Stefan Ernst vom Amt für Soziales und Wohnen anmerkt.

Da sind sie wieder: die Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Ruth Matten von der städtischen Seniorenberatungsstelle sieht es so: „Ob die Alten in ihr Heimatland zurück wollen oder in die Eifel – Wo ist der Unterschied?“ Man einigt sich darauf, dass auf deutsche und nichtdeutsche Menschen im Alter



„Ich bin 1973 nach Deutschland gekommen. Meine Frau und die fünf Kinder ließ ich zurück in Diyarbakır, das liegt im Südosten der Türkei. Einen Beruf hatte ich nicht, ich habe unter Tage gearbeitet und im

Stahlwerk. Am Anfang wollte ich meine Frau mit den Kindern nachholen, doch sie wollte nicht. Sie wollte lieber eine Pilgerreise nach Mekka machen. Die habe ich ihr bezahlt. Danach hat sie gesagt, sie will nicht nach Deutschland, dort seien alle ungläubig und ich sei auch ein Ungläubiger geworden. Also blieb sie dort und ich hier. Natürlich wollte ich im Alter zurückkehren. Aber die Kinder haben alles verkauft, was ich in der Heimat besessen habe: das Haus, das Grundstück, das Geschäft. Jetzt bin ich 70 Jahre alt und will nicht mehr in die Türkei. Wie soll ich dort leben, von 560 Euro Rente? Ich müsste zur Miete leben und wäre abhängig von

anderen. Das kann ich nicht mit meinem Stolz vereinbaren. Nein, ich bleibe lieber hier. Ich will in Deutschland sterben. Seit 2000 bin ich Rentner. Seitdem betreut mich ein ambulanter Pflegedienst, der einer Türkin gehört und bei dem viele Türken arbeiten. Mein Hausarzt hat mir den Pflegedienst empfohlen. Ich bin sehr zufrieden. Sie kommen vier Mal am Tag, geben mir Spritzen, ordnen meine Tabletten, machen Termine beim Arzt und räumen sogar meine Wohnung auf. Manchmal kommen türkische Mitarbeiter, die verstehen mich natürlich besser, aber ich komme auch mit den anderen klar. Ich wusste früher gar nicht, dass es so etwas gibt. In Deutschland alt zu werden, ist viel besser als in der Türkei. Hier kümmert sich der Staat um einen. Die Zuckerkrankheit macht mich fertig. Und ich habe es mit der Bandscheibe und taube Füße. Das kommt von der Arbeit im Bergbau. Und der Schwindel, der kommt von meinen Herzproblemen. Aber ich möchte nicht ins Heim, auch nicht, wenn es ein Heim für Türken wäre. Ich möchte zuhause wohnen bleiben, da kann man sich frei bewegen.“

Mehmet Şirin Solgun (70)

dieselben Aufgaben warten, dass sich zum Beispiel beide oft von ihrem Lebensplan verabschieden müssen, weil der Partner stirbt oder die Kinder doch nicht die Pflege übernehmen können oder wollen.

Die Ergebnisse werden zusammengetragen und die Gruppen präsentieren sie sich gegenseitig. Die Referentinnen ziehen ihr Fazit: „Es wird Zeit zu informieren. Moscheen und Vereine müssen Brücken bauen und Wege schaffen. Die Hauptamtlichen und die Ehrenamtlichen müssen sich gegenseitig helfen.“

Hier und Heute hat das Miteinander funktioniert. Damit es auch in den Begegnungs- und Beratungszentren, in den Seniorentreffs und überall in der Stadt funktioniert, muss noch einiges getan werden.

„Das Dazwischen ist wichtig“ Das Projekt entwickelt eine eigene Dynamik

Die Auftaktveranstaltung des ISI-Projektbausteins „Interkulturelle Ausrichtung der offenen Altenhilfe“ ist erfolgreich über die Bühne gegangen, jetzt steht



den Vertretern der Begegnungs- und Beratungsstellen (BBZ) sowie der Migrantenselbstorganisationen (MSO) die erste Fortbildung bevor. Eines jedoch ist allen Beteiligten klar: Die gemeinsam gesteckten Ziele können und werden nicht an einigen wenigen Tagen erreicht werden. Wichtig ist, was dazwischen passiert. Und, was ist seit der Auftaktveranstaltung passiert? „Jede Menge“, sagt Marijo Terzic, stellvertretender Leiter des Referates für Integration .

Nicht nur bei ihm und seinem Team stehe das Projekt ganz weit oben auf der Tagesordnung, so Terzic, auch in die BBZ sei Bewegung gekommen. So habe der Modellstandort Duisburg-Mitte sich dazu entschlossen, Vertreter von MSOs in die Einrichtung einzuladen – zum gegenseitigen Kennenlernen. Der Standort West habe das Gespräch mit dem Referat gesucht, „um weitere fachliche Impulse auszutauschen“, und auch das BBZ Süd wolle demnächst Einladungen an seine Kooperationspartner senden.

„Langsam aber sicher tut sich was“, ist Terzic überzeugt. „Die Sache ist nicht statisch“, sagt er, „wichtig ist, was daraus entsteht: die Gespräche, die Kontakte“. Auch Referatsmitarbeiterin Nurcan Tarakçı blickt optimistisch auf den weiteren Projektverlauf: „Die vielen Anrufe und E-Mails zeigen, dass das Interesse da ist“, sagt sie. Bei der Auftaktveranstaltung seien alle mit ganzem Herzen bei der Sache gewesen, „diese Dynamik wollen wir beibehalten“.

Es sei wichtig, so Terzic, möglichst viele Informationen über das Projekt zu streuen. „Wir wollen, dass sich das Thema in den Köpfen festsetzt“, sagt er. Die lokale Presse berichtete bereits unter der Überschrift „Zugewanderte Senioren brauchen Hilfe“ über die neue Zusammenarbeit von Kommune,

Wohlfahrtsverbänden und Ehrenamtlern. Als besonders wichtig sei laut Terzic auch die Tatsache einzustufen, dass das Projekt auf der nächsten „Regionalkonferenz Seniorenarbeit“ vorgestellt wird. Zu der halbjährlich stattfindenden Konferenz, die es seit diesem Jahr gibt, sind Institutionen, aktive Gruppen, Vertreter aus Politik und Verwaltung sowie Interessierte aus der Seniorenarbeit eingeladen. Eine weitere Chance also, viele Betroffene zu erreichen.

„Wir sind die Gesellschaft“ Bei Fortbildung I des Projektbausteins „Offene Altenhilfe“ in der AWO Geschäftsstelle Duisburg-Marxloh standen Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Mittelpunkt

Als erstes gab es Schokolade. Kleine süße Konfektblöcke, eingepackt in glitzerndbunte Folie. Jeder durfte sich ein rotes, blaues, gelbes oder grünes Päckchen nehmen und sollte sich dann mit jenen zusammensetzen, die sich für dieselbe Farbe entschieden hatten. Die Gruppenaufgabe: Welche Gemeinsamkeiten haben wir? Abgesehen von der Vorliebe für rot/blau/gelb oder grün verpackte Süßigkeiten... Karin Scholze, Giovanna Caloiero und Ioanna Zacharaki wollten mit der ersten Übung des Tages nicht nur die Sitzordnung durchmischen und ihre Zuhörer locker machen. Die Referentinnen gaben mit dem Schoko-Spaß die Stoßrichtung der ersten Fortbildung des ISI-Projektbausteins „Offene Altenhilfe“ vor: die Suche nach Gemeinsamkeiten und Trennendem - und die Frage, wie man das andere überwinden kann.

Ein weiteres Ziel der Veranstaltung, zu der das Referat für Integration eingeladen hatte, war die Vermittlung von Basiswissen interkultureller Ar-



beit. Das Spezialgebiet von Ioanna Zacharaki. In einem Vortrag gab die Soziologin den Mitarbeitern der BBZ und MSO einen übersichtlichen, leicht verständlichen Einstieg in die Materie. Zunächst zitierte sie Daten aus dem Sozialbericht der Stadt Duisburg: 496.000 Einwohner, über 140 Nationen, 160.000 Menschen mit Migrationshintergrund, davon 75.000 mit ausländischem Pass. Und: Schon heute haben in Schulen und Kindergärten 50% einen Migrationshintergrund - Tendenz steigend. „Eine Gruppe, die wir ernst nehmen sollten“, sagt Zacharaki. „Auch unsere Alteneinrichtungen sollten sich darauf vorbereiten.“

„Jeder Stadtteil muss seinen Weg finden“

Ein Gespräch mit Hans Müller (Geschäftsstelle Pflegekonferenz und Seniorenbeirat) und Stefan Ernst (Arbeitsgruppenleiter in der Pflegeplanung) vom Amt für Soziales und Wohnen

16 Beratungs- und Begegnungszentren (BBZ) gibt es in Duisburg, hinzu kommen 25 Seniorentreffs (ST). Sie alle wenden sich mit ihren Angeboten an die Generation 50-plus. Ihr Auftrag: Treffpunkt, Beratung und Hilfestellung für die älteren Bewohner des Stadtteils anzubieten. Doch besonders die „Älteren“ mit Migrationshintergrund sind schwer zu erreichen. Stefan Ernst und Hans Müller kennen dieses Problem schon lange. Sie sind Mitarbeiter im Amt für Soziales und Wohnen, von wo aus die BBZ und ST nicht nur mitfinanziert, sondern auch koordiniert werden. Was sie zum Dreh- und Angelpunkt des Projektbausteins „Offene Altenhilfe“ im Rahmen des ISI-Informationssystems macht. „Dass die Zugewanderten die Beratungsangebote nicht nutzen, liegt auf der Hand“, sagt Hans Mül-

ler. „Es kommen sehr wenige“, stellt auch Stefan Ernst fest. „Ich bin mir sicher, dass es mehr sind, die Beratung brauchen.“ Umso höher das Alter der BBZ-Besucher sei, desto niedriger falle der Migrantenanteil aus. Was nicht nur an einer gewissen Hemmschwelle zu deutschsprachigen Institutionen liegt, sondern auch an der einfachen Tatsache, dass es noch nicht allzu viele ältere Migranten gibt. Doch die Zahlen ändern sich. Während es im Jahr 2000 nur 4100 Nichtdeutsche ab 65 Jahre in Duisburg gab, werden es im Jahre 2010 den Berechnungen zufolge 9900 sein. Die Zahl der Über-80-Jährigen mit ausländischem Pass wird sich im selben Zeitraum von 400 auf 800 verdoppeln. „Wenn wir die demografische Entwicklung betrachten, kommen wir um dieses Thema nicht herum“, sagt Stefan Ernst.

Auch wenn immer mal wieder Aktionen gestartet wurden, um türkische, afrikanische oder arabische Einwanderer auf das Angebot aufmerksam zu machen – mit Grillfesten, gemeinsamem Fastenbrechen etc. – so richtig funktioniert hat es bisher nicht. So zählten die BBZ-Leiter 2005 lediglich 80 Personen aus diesem Besucherkreis – in allen Einrichtungen. „Verschwindend gering“, nennt Stefan Ernst diese Zahl. Dennoch sei es nicht so, dass es in den BBZ und ST keine Menschen mit Migrationshintergrund gebe, so Hans Müller. Sie würden jedoch eher von europäischen Zugewanderten genutzt. Stefan Ernst: „In einem BBZ treffen sich Polen, in einem anderen Spanier oder Russland-Deutsche.“ Dies sei vom Standort abhängig. Und das werde vielleicht auch so bleiben, denn ein Patentrezept für alle BBZ und ST werde es auch in Zukunft nicht geben.

„Wir haben den Einrichtungen auf die Fahnen geschrieben, sich nach ihrem Ortsteil zu richten“,



sagt Stefan Ernst. Welche Bewohner habe ich? Welche historische Entwicklung liegt vor? Dies seien die Fragen, nach denen die Mitarbeiter vor Ort ihre Angebote auszurichten hätten. „Wir können nicht sagen, jetzt machen wir in jedem Ortsteil dasselbe“, sagt Hans Müller, „das geht nicht. Die BBZ müssen der Spiegel ihres Stadtteils sein“. Es werde auch in zehn Jahren Standorte geben, „die nicht die Notwendigkeit haben, spezielle Angebote für diese Bevölkerungsgruppe zu machen“, so der Sachgebietsleiter. „Jeder Stadtteil muss seinen Weg gehen“, fügt Stefan Ernst hinzu.

Neben der individuellen Ausrichtung der einzelnen Einrichtungen ist den Experten vom Amt für Soziales und Wohnen etwas weiteres besonders wichtig: Dass es auch bei der Teilnahme an diesem Projekt nicht darum geht, Nischen zu schaffen, parallele Angebote zu kreieren – und somit in letzter Konsequenz eine Parallelgesellschaft zu fördern. Hans Müller erklärt es so: „Es geht ja nicht darum, zum Beispiel lediglich isolierte Demenzgruppen für Migranten zu schaffen, sondern es soll geschaut werden, dass alle die bestehenden Angebote nutzen.“ Hierfür müssten Brücken zu den Migranten gebaut werden. „Unser Ziel ist Integration“, sagt Stefan Ernst, „dass ein pflegender Angehöriger sich traut, mit seinem dementen Elternteil ins Cafe zu kommen“.

Ob das Projekt „Offene Altenhilfe“ sie diesen Zielen näher bringen wird, sei zum jetzigen Zeitpunkt noch völlig offen. „Das Projekt ist der Anstoß“, sagt Stefan Ernst, „das Pflänzchen wird in einem Standort wachsen und gedeihen und woanders vielleicht eingehen“. Auch Hans Müller blickt mit gemischten Gefühlen in die Zukunft: „Vielleicht wird es Veranstaltungen geben, bei denen jeder unter sich bleibt, vielleicht mischt es sich auch. Das wäre

natürlich der Volltreffer“. Eine andere, für ihn vorstellbare Alternative: Dass eine Art „Backoffice“ für die Migrantenselbstorganisationen (MSO) entsteht, das heißt, dass deren Vertreter lernen, wann sie Hilfesuchende wohin vermitteln können. Wichtig sei nur, dass die Angebote die Menschen erreichen. Hierbei sei in Zukunft besonders die Mitarbeit der MSO wichtig. „Alles steht und fällt mit ihrer Beteiligung“, sagt Stefan Ernst. Das aktuelle Projekt sei nur „der Stein, den wir ins Rollen bringen. Es ist ein langwieriger Prozess, jeder kleine Schritt zählt.“ Zumal kein zusätzliches Geld zur Verfügung stehe. „Die Mittel sind gedeckelt“, sagt der Sozialpädagoge, „wir müssen gucken, wie wir damit alles hinbekommen.“

Ihr Wunsch sei es, so fassen Stefan Ernst und Hans Müller abschließend zusammen, dass sich die Erfahrungen der vier an dem Projekt beteiligten BBZ auf die anderen Standorte übertragen. Dass auch die anderen ermutigt werden, neue, kreative Wege zu gehen, um auch jene Bewohner ihres Stadtteils zu erreichen, die sie bisher nicht erreicht haben. Damit wäre schon sehr viel erreicht.

„Sie hatten nie eine reale Chance“

Prof. Dr. Herbert Hübner studierte Soziologie, Geschichte, Kunstgeschichte und Stadtplanung in Deutschland und den USA. Neben seinen Forschungsschwerpunkten Familie und Wohnen, Wohnungspolitik; Stadtentwicklung und Armutsforschung begleitete ihn auch das Thema Migration während seiner Lehrtätigkeiten an der TU Berlin, der TU Hannover, am Institut für Wohnen und Umwelt in Darmstadt sowie an der Universität Duisburg. 1988 gründete er mit anderen Hochschul-



lehrern und Wissenschaftlern das Institut für Sozial- und Kulturforschung (isk). Im Interview spricht der Düsseldorfer über sein Projekt „Entwicklung quartiersnaher Handlungskonzepte für ältere Menschen mit Migrationshintergrund“, das er von 2004 bis 2007 im Auftrag des NRW-Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales durchführte. In dem derzeitigen Projektbaustein fungiert Herr Prof. Dr. Hübner als wissenschaftlicher Berater.

Sie haben die Lebensbedingungen älterer Migranten untersucht. Was haben Sie herausgefunden?

Hübner: Wir haben zunächst versucht, uns ein Bild von den Lebensbedingungen der älteren Migranten in Hochfeld und Hochemmerich zu machen. Dabei hat uns besonders die Frage interessiert, ob diese Bedingungen anders sind als bei deutschen Senioren. Für uns hat sich bestätigt, was aus anderen Untersuchungen bekannt ist: Nicht so sehr der Status als Migrant ist es, der die Lebenssituation der zugewanderten Senioren prägt, es sind vielmehr die sozialen und ökonomischen Verhältnisse, unter denen sie hier leben. Und diese unterscheiden sich in wichtigen Bereichen erheblich von denen ihrer deutschen Altersgenossen.

Worin bestehen diese Unterschiede?

Hübner: Viele der älteren Zuwanderer haben nur eine geringe Anzahl von Jahren regelmäßig Beiträge zur Rentenversicherung einzahlen können. Zum Teil sind daher ihre Renteneinkünfte außerordentlich niedrig. Oder denken Sie an die Beweggründe, aus denen die „Gastarbeiter“ damals kamen: In möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geld verdienen, um dann im Herkunftsland eine Existenz aufbauen zu können. Dies hat dazu geführt, dass sie über lange Zeiträume schwere körperliche Arbeit geleistet haben, und zwar mit viel höherer Anzahl

an Arbeitsstunden, als eigentlich zumutbar gewesen wäre. Also eine enorme Selbstausschöpfung. Dass sich dies spätestens im Alter auf die Gesundheit auswirkt, ist nicht verwunderlich. Ergebnis: Es gibt eine höhere Anzahl älterer Zuwanderer mit berufsbedingten gesundheitlichen Schädigungen als bei der entsprechenden Altersgruppe der Deutschen. Schließlich die Wohnung: In Bezug auf Lage, Größe und Ausstattung haben viele Wohnungen von Zuwanderern große Mängel. Wenn man diese Faktoren nimmt und berücksichtigt, dass diese Menschen keine Chance hatten, sich in die deutsche Gesellschaft einzugliedern, dann reicht das aus, um eine Vorstellung davon zu bekommen, dass die Lebensbedingungen älterer Migranten alles andere als rosig sind.

Welche Rolle spielt dabei die Möglichkeit, die deutsche Sprache zu lernen?

Hübner: Dies kommt hinzu. Die ehemaligen „Gastarbeiter“, die heute längst im Rentenalter sind, waren nichts als Arbeiter. Sie hatten nie eine reale Chance, die deutsche Sprache zu lernen. Daher waren sie auch von der Möglichkeit abgeschnitten, etwas über die Angebote des sozialen Sicherungssystems in Deutschland zu erfahren. Für sie kamen die Angebote der Sozialberatung durch die Wohlfahrtsverbände zu spät. Dieses Dilemma ist uns erst heute in seiner Tragweite klar.

Wie sah Ihre Untersuchung genau aus?

Hübner: Es gab drei Bereiche. Der erste war der Bereich der Institutionen. Hier ging es vor allem um die Frage, in welchem Maße die kommunalen Dienststellen und die Einrichtungen der Wohlfahrtsverbände und Kirchen in der Lage sind, älteren Zuwanderern Dienstleistungen anzubieten, die dazu beitragen, mit ihrem Alter besser und vor allem aktiver umzugehen. Hier sind seit Beginn der



Arbeitsmigration vor 50 Jahren viele Versäumnisse passiert. Denken Sie nur an die Parole „Die Bundesrepublik ist kein Einwanderungsland“. Bis in die jüngste Zeit war dies Ausdruck einer Politik, die sich um Integration nicht kümmerte, ja sie sogar blockierte. Inzwischen findet die Aufgabe, Konzepte einer kommunalen Integrationspolitik zu entwickeln, großes Interesse. Unter dem Stichwort „Interkulturelle Öffnung“ findet eine wichtige Diskussion statt. Noch fehlt es an Erfahrungen, vor allem da, wo ein sensibler Umgang mit pflegebedürftigen Personen unverzichtbar wird. Noch immer ist es mit Schwierigkeiten verbunden, ältere Migranten mit den vorhandenen Angeboten zu erreichen. Der zweite Bereich unserer Arbeit bestand darin, ein Informations- und Beratungsnetz zu entwickeln. Ziel war es, ältere Migranten über das Älterwerden und die damit auftretenden Probleme und Möglichkeiten zu informieren. Hierzu haben wir Fachleute zu Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen eingeladen. Nach anfänglicher Zurückhaltung war das Interesse sehr groß.

Was kam bei diesen Veranstaltungen heraus?

Hübner: Wichtig war für uns das Ergebnis, dass die meisten Zuhörer über diese Themen fast gänzlich uninformiert waren. Wie sollten sie auch? Bis in die letzten Jahre war die Migrantenbevölkerung mit dem Thema Altwerden nie direkt in Berührung gekommen. Alte Leute gab es für sie allenfalls im Herkunftsland, wenn man in den Sommerferien in die Türkei fuhr. Oder man sah hier bei uns die alten Leute auf der Straße. Aber richtig gekannt hatte man sie nicht. Das fängt eigentlich erst jetzt an, dass sie Teil der Alltagserfahrung werden. Bisher hat sich die Migrantenbevölkerung selbst immer als jung wahrgenommen. Wir fanden es daher besonders wichtig, dass sich bei unseren Veranstaltungen auch Personen einfanden, die noch nicht zu den

Älteren zählten. Sie wollten wissen, was man präventiv tun kann, um Schwierigkeiten des Alterns zu vermeiden oder zumindest zu verringern.

Gab es auch Schwierigkeiten bei diesem Teil des Projektes?

Hübner: Einen kontinuierlichen Zugang zu unserer Zielgruppe zu gewinnen, war schwierig und aufwändig. Und zwar trotz der Tatsache, dass die Mitarbeiterin, die diesen Teil koordinierte und durchführte, selbst Migrantin aus der Türkei ist. Durch die starke Orientierung an der eigenen Gruppe ist es nur selten gelungen, dass wir Veranstaltungen für Angehörige unterschiedlicher nationaler Herkunft oder mit einer Mitgliedschaft in unterschiedlichen Zuwanderervereinen durchführen konnten. Aber die Tatsache, dass einige übergreifende Veranstaltungen trotzdem gelungen sind, ist ein Beleg dafür, dass man aus Interesse an wichtigen Informationen auch bereit ist, Barrieren zu überspringen, die bisher als unüberwindbar galten. Dies lässt für die Zukunft hoffen.

Nun zum dritten Arbeitsbereich Ihres Projektes. Um was handelte es sich da?

Hübner: Hier ging es um die Entwicklung und Erprobung von Einzelberatung. Auch in diesem Fall war es nicht einfach, denn zum Teil kamen sehr persönliche Dinge zur Sprache. Schon die Suche nach geeigneten Räumen war kompliziert. Es gelang schließlich, Räume in Moscheevereinen zu bekommen. Thema war immer die Lebenssituation der ratsuchenden Person im weitesten Sinne. Ausgangspunkt vieler Gespräche waren wirtschaftliche Fragen oder Wohnungsprobleme. Dahinter stand oft ein komplexes Bündel weiterer Schwierigkeiten. Da unser Institut nicht die Rolle einer Fachstelle übernehmen konnte, war es bei einer Reihe von Problemen nur möglich, an zuständige Stellen wei-



ter zu verweisen, also Lotse zu spielen. Dies war oft nützlich und kann als modellhaft für weitere Entwicklungen in diesem Bereich gelten.

Wie sind ältere Migranten über die Angebote ihrer Stadt informiert?

Hübner: Schlecht. Das Problem ist, dass viele von ihnen „die Stadt“ als Anbieter von Leistungen gar nicht wahrnehmen. Sie müssen zuerst einmal erfahren, dass es Einrichtungen gibt, die sich um sie kümmern können. Dann brauchen sie eine Orientierungsmöglichkeit, um zu erfahren, an wen sie sich wenden müssen. Die türkischen Vereine verfügen ja bereits über eine zum Teil umfangreiche eigene Infrastruktur. Bei den privaten Pflegediensten gibt es kompetente Einrichtungen, die auch Information und Beratung anbieten. Aber dies ist nach meiner Kenntnis eher die Ausnahme. Zweifellos ist auch bei den Deutschen die Unkenntnis über altersbedingte Probleme und Gefahren weit verbreitet. Und dies vermutlich vor allem bei denen, die auf den unteren Stufen der sozialen Rangskala stehen. Wer dann noch einen Migrationshintergrund hat, der muss entsprechend hohe Barrieren überwinden.

Wie ist der Umgang mit den Alten in der eigenen ethnischen Gruppe?

Hübner: Wir wollten ja herausfinden: Unterscheiden sich die familiären Bedingungen der Migranten von denen der Deutschen? Stellen sie bessere Voraussetzungen dar für einen positiven Umgang mit alten Menschen? Vor allem bei der heiklen Frage der stationären Unterbringung in Pflegeeinrichtungen tritt das Problem massiv auf. Es gibt Familien, die sagen: Nie und nimmer geben wir unsere Eltern in eine solche Einrichtung. Aber inzwischen setzt sich die Einsicht durch: Wir können das nicht schaffen, allein die Pflege zu übernehmen. Es machen

sich hier die gleichen Zwänge bemerkbar wie bei deutschen Familien. Zunehmend sagen auch die Älteren unter den Zuwanderern: Wir hatten zwar die Erwartung, im Alter in unserer Familie zu bleiben, aber wir können von unseren Kindern nicht erwarten, dass sie neben ihren beruflichen und familiären Verpflichtungen auch noch unsere Pflege übernehmen. Diese Einsicht verbreitet sich in der ersten Generation, hinterlässt aber ein großes Dilemma, das dem ähnelt, vor dem die älteren Menschen standen, als sie sich zwischen der Rückkehr und dem Verbleiben in Deutschland zu entscheiden hatten und immer noch zu entscheiden haben. Man möchte gern zurück, aber es geht nicht. Zuviel steht dem entgegen. Es ist ein großes Hin- und Hergerissen-Sein.

Welche Probleme haben ältere Migranten?

Hübner: Ein ganzes Bündel von gesundheitlichen, psychischen, sozialen und wirtschaftlichen Problemen, die sich zum Teil gegenseitig verstärken. Außer den Teestuben und einigen anderen Lokalen gibt es kaum eine Teilnahme der Älteren am Leben im Quartier. Es fehlen Anregungen zu alternativen Aktivitäten. Und es fehlt oft auch das Interesse an anderen Betätigungen. Viele ältere Menschen, nicht nur Migranten, haben dies nicht gelernt. Die Folge ist ein hohes Maß an Resignation und Isolation. Dabei sind die Männer sogar noch in einer privilegierten Situation. Sie haben immerhin ihre Teestuben und treffen dort ihre Freunde. Aber die Frauen haben oft nicht einmal diese Abwechslung. Zwar nehmen die Musliminnen am Leben der Moscheevereine teil, aber die meiste Zeit verbringen sie in der eigenen Wohnung. Man muss sich vorstellen, es gibt Frauen, die vor 30 oder 40 Jahren nach Duisburg gekommen sind und noch nie mit der Straßenbahn vom Duisburger Norden in die Innenstadt gefahren sind. Das ist erschreckend.



Welche Bedenken hatten Sie im Vorfeld Ihrer Untersuchungen?

Hübner: So gut wie keine. Wir waren sehr optimistisch. Wir hatten gedacht, man kommt leicht an die Leute heran und die Leute kommen zu unseren Veranstaltungen, weil sie an den Themen interessiert sind. Dann aber kam die große Ernüchterung, dass wir nicht so vorgehen konnten, wie wir es uns vorgestellt hatten. Es hat sehr lange gedauert, bis wir innerhalb der traditionellen Strukturen Bedingungen hergestellt hatten, in denen wir arbeiten konnten. Diese Strukturen sind sehr beständig.

Welche Erfahrungen können Sie für ähnliche Projekte weitergeben?

Hübner: Unsere Erfahrungen zeigen ganz deutlich: Es geht um eine wichtige Aufgabe, die nur auf kooperativem Wege zu lösen ist, sozusagen nur unter Aufbietung aller vorhandenen Kräfte. Gelingen kann sie nur mit viel Geduld und ebenso viel Beständigkeit. Wenn es gelingt, ehrenamtliche Mitarbeiter in diesem Bereich zu gewinnen und zu qualifizieren, dann könnte dies nicht nur ein großer Erfolg werden, sondern auch interessante Perspektiven für weitere Entwicklungen eröffnen.

Was ist der Unterschied zwischen Ihrer Untersuchung und dem Projekt des Referates für Integration?

Hübner: Das Referats-Projekt beginnt an dem Punkt, wo unser Projekt geendet hat. Der Vorteil ist, dass das Referat in seiner Arbeit nicht zeitlich festgelegt ist, sondern in längeren Zeiträumen denken kann. Außerdem besteht die Möglichkeit zur Kooperation mit anderen Dienststellen, so dass dieses Projekt auf eine wesentlich breitere Basis gestellt werden kann.

Was halten Sie davon, dass die muttersprachlichen Beratungsangebote für Migranten abgeschafft wurden?

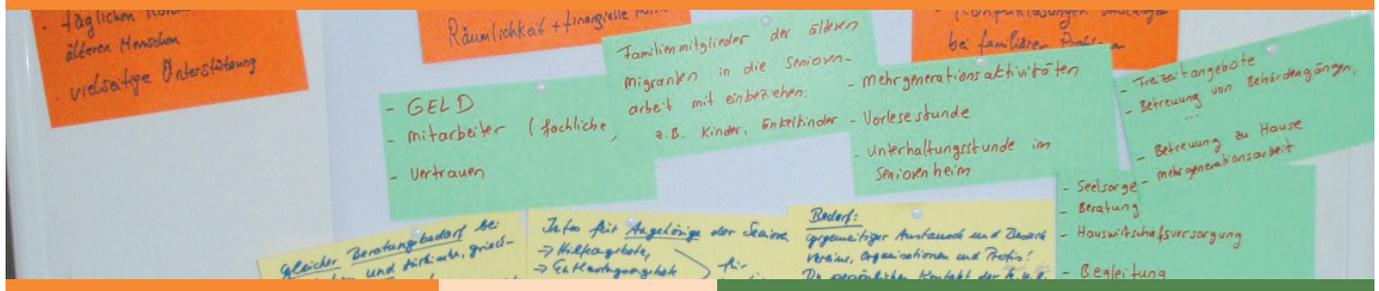
Hübner: Das ist fatal. Und bar jeder Kenntnis davon, dass sich so etwas nicht von jetzt auf gleich verändert. Da stehen jetzt Leute vor der Tür. Ich sehe diesen Schritt als Versäumnis. Ob er auch eine Chance birgt, müsste sich noch zeigen. Im Moment bin ich noch skeptisch.

Was verbindet Sie persönlich mit dem Thema Migration?

Hübner: Ich beschäftige mich seit vielen Jahren mit Problemen der Stadtentwicklung. Da ist Migration eines der zentralen Themen. Über 20 Jahre lang habe ich mich mit diesen Fragen auseinandergesetzt und Lehrveranstaltungen durchgeführt, die sich mit Projekten dieser Art in Duisburg und im westlichen Ruhrgebiet befassten. Daran nahmen viele Studierende teil, die Kinder von Migranten waren und die heute beruflich in diesem Bereich tätig sind. Ich bin noch immer mit manchen in einem produktiven Austausch. Lange Zeit habe ich studentische Praktika in Hochfeld betreut. Wenn man in dieser Weise am Stadtteilgeschehen teilnimmt, dann wird man irgendwann selbst zum Akteur und befindet sich in Arbeitskontakten mit der Migrantenbevölkerung. Darüber habe ich in Hochfeld viele interessante Menschen kennengelernt. Bei all dem stellen sich auch freundschaftliche Beziehungen ein.

Welche migrationspolitischen Aufgaben warten auf unsere Gesellschaft?

Hübner: Die Migrationspolitik wird sich in Zukunft gewaltig ändern. Auch die Länder, aus denen die Menschen zu uns kommen, werden andere sein. Wir müssen diese Menschen jetzt schon mit hineinnehmen in unsere Integrationsarbeit. Wir ori-



entieren uns bisher zu stark an den bestehenden Strukturen der Migrantenselbstorganisationen und sind zu sehr auf Türken fokussiert. Andere Minderheiten aus Asien und Afrika müssen viel stärker beachtet werden. Das gehört zu den drei strategischen Überlegungen für die Zukunft: die Förderung von interkultureller Öffnung, das Hervorheben des Positiven im Integrationsprozess, die stärkere Beachtung bisher kleiner Minderheiten.

Die vergessene Generation

Fortbildung II in dem BBZ-Hüttenheim in Trägerschaft der Caritas bringt Bewegung. Ausflug zu multikulturellem Seniorendienst und in ein Seniorenheim, das von einer Deutsch-Türkin geleitet wird.

„Wir haben die Sieben-Meilen-Stiefel angezogen“, sagt Moderatorin Sabine Wolf-Wennersheide und macht so gleich zu Beginn der zweiten Fortbildungsveranstaltung im BBZ Hüttenheim klar, dass jetzt noch mehr Bewegung ins Projekt „Offene Altenhilfe“ kommen wird. Heute soll nicht nur vorgelesen und diskutiert werden, es geht raus in die Stadtteile, in denen sich schon etwas tut. Auf zum Gespräch mit Akteuren der Altenarbeit, die bereits Erfahrungen in multikultureller Ausrichtung haben! Doch bevor es soweit ist, gibt es noch einiges zu berichten. Zum Stand der Dinge und zu dem, was sich zwischen den gemeinsamen Treffen so tut.

So berichtet Rosemarie Herfurtner vom Begegnungs- und Beratungszentrum der AWO-Stadtmitte, dass sie Besuch von der Islamischen Gemeinde Duisburg hatte. Herfurtner: „Wir haben uns ausgetauscht und herausgefunden, dass die Ehrenamtler mit der Menge an Anfragen überfordert sind.“ Kundschaft mit Migrationshintergrund

sei jedoch auch an der Börsenstraße nicht fremd. „Das ist für mich Alltag“, sagt Herfurtner, „auch weil wir Deutschkurse und Migrationserstberatung im Haus haben. Die schicken die Leute zu uns.“ Ein Schild mit der türkischen Aufschrift „Danışma“, zu Deutsch „Beratung“, habe sein Übriges dazu beigetragen, dass Hemmschwellen sinken. Die Reaktionen haben Rosemarie Herfurtner überwältigt: „Das ist ganz toll, wie die Menschen sich freuen, wie dankbar sie sind. Irgendwie klappt es immer - und wenn man sich mit Händen und Füßen verständigen muss. Die Menschen sind froh, dass sie ernstgenommen werden.“ Hilfreich für ihre Arbeit sei auch der gute Ruf, den die Arbeiterwohlfahrt in den Migrantengemeinschaften genieße. „Da hat die Awo schon viel Vorarbeit geleistet“, sagt Herfurtner, „die Menschen kommen und sagen: Ich hab gehört, dass die Awo mir helfen kann.“ Das Angebot an der Börsenstraße soll noch weiter ausgebaut werden: „Wir planen eine Biografie-Gruppe für Frauen mit Migrationshintergrund.“

Ambulant vor stationär

Sabine Wolfs-Wennersheide hatte gleich zu Beginn die Frage des Tages vorgegeben: „Was für Angebote gibt es, um die Jahre mit Leben zu füllen – statt das Leben mit Jahren?“ Die Antwort darauf gibt Ruth Matten vom Amt für Soziales und Wohnen, indem sie die in der Stadt vorhandenen Hilfeeinrichtungen vorstellt. „Es geht immer darum, zuhause älter zu werden“, sagt Matten, „es geht immer um ambulant vor stationär.“ Um dieses Ziel zu erreichen, gebe es eine Fülle von Möglichkeiten. Die Senioren- und Pflegeberaterin gibt einen Überblick über haushaltsnahe Dienstleistungen wie Pflegedienste und Hausnotrufe, über weitere Angebote wie Selbsthilfegruppen und Beratungsstellen, über Wohnangebote, stationäre und teilstationäre Pflegeangebote sowie spezielle Angebote für Menschen



„Ich bin 1989 aus Tunesien nach Deutschland gekommen. Ich hatte einen Job als Arabischlehrer und wollte nur vier Jahre bleiben. Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen und ich bin immer noch hier.

Meine Frau und ich haben zwei Kinder bekommen, sie sind beide in Duisburg geboren. Ich unterrichte jetzt an mehreren Schulen, nicht nur tunesische Kinder. Und wir haben alle die deutsche Staatsangehörigkeit. Jetzt bleibe ich hier bis zur Rente. Aber danach will ich wieder zurück in meine Heimat. Ich möchte ein bisschen das Leben genießen in meinem Land, unter meinen Leuten sein. Vom Gefühl her möchte ich lieber in Tunesien leben,

aber ich weiß, dass die gesundheitliche Versorgung in Deutschland besser ist. Deshalb werde ich, wenn ich alt bin, auch weiterhin hierherkommen, um zum Arzt zu gehen. Ich habe doch hier gearbeitet und Abgaben gezahlt, das steht mir zu. Ich hoffe, ich bleibe gesund, bis ich Rentner bin. Damit ich das Leben in Tunesien noch genießen kann. Ein Problem gibt es noch: Meine Frau will hier bleiben. Sie sagt, sie will dort leben, wo ihre Kinder sind. Aber mal sehen, vielleicht wollen die Kinder ja auch mitkommen. Jetzt sind sie noch jung, sie wissen noch nicht, was sie mit ihrem Leben anfangen wollen. Ob sie sich um uns kümmern werden, wenn wir alt sind, das weiß ich nicht. So ist es zwar in unserer Tradition vorgesehen, aber heutzutage läuft das alles nicht mehr so wie früher. Die Kinder haben ihr eigenes Leben.“

Mhamed Ben Said (55)

mit Demenz. Matten: „Es ist wie immer im Leben vom Geld abhängig, was man in Anspruch nehmen kann.“ Es gebe für jede finanzielle Lage etwas passendes, „vom Mini-Essen bis zum Gourmet-Menü“. Eines hätten jedoch alle von ihr aufgelisteten Angebote, die sich an die Generation der Über-60-Jährigen wenden, gemeinsam: „Es sind deutlich wenig Menschen mit Migrationshintergrund, die diese wahrnehmen.“

Städtische Ämter als „Backoffice“

Spätestens an diesem Punkt waren die Fortbildungsteilnehmer wieder bei ihrem Thema angekommen: Wie erreichen wir die älteren Migranten? Hans-Georg Kleinwächter, Leiter des BBZ Hüttenheim und Gastgeber des Tages, berichtet von seinen bisherigen Versuchen. Im letzten Jahr habe es ein Treffen mit den Moscheegemeinden im Stadtteil gegeben. „Wir haben erst über die Jugendlichen

gesprochen, dann ging’s um die erste Einwanderergeneration und alle haben gesagt: Ja, ja, die vergessene Generation...“ Die Gespräche haben gefruchtet, es gab ein Fastenbrechen - unterm Kreuz und mit einem Muezzin. „Religion kann eine Brücke sein“, sagt Kleinwächter. Jetzt werde überlegt, eine Beratungsstelle in der Moscheegemeinde zu installieren, „aber es wäre auch gut, die Leute hierher zu bekommen, damit sie am Stadtteilleben teilnehmen“. Zudem stelle sich die Frage, was mit jenen Migranten ist, die keiner Gemeinde angehören. Auch in Marxloh ist man in den Dialog getreten. „Wir haben ein internationales Frauenfrühstück“, sagt Zehra Yilmaz von der Begegnungsstätte in der neuen Ditib-Moschee. Auch eine Seniorenberatung gebe es bereits, bei der die städtischen Ämter als eine Art „Backoffice“ genutzt werden – ein Modell, was von den Projektteilnehmern für alle Stadtteile erwünscht ist. Es bedeutet ganz einfach, dass



die Ehrenamtler jederzeit Informationen bei den zuständigen Stellen abfragen können. „Dieses Angebot besteht für alle Migrantenselbstorganisationen“, sagt Hans Müller vom Amt für Soziales und Wohnen.

Information aus dem Koffer

„Wie macht man das, die älteren Menschen zu erreichen?“ Referentin Karin Scholze stellt wieder die Frage aller Fragen. Und berichtet von einer guten Idee aus den Niederlanden, die von den Städten Bonn und Heidelberg in Zusammenarbeit mit der Arbeiterwohlfahrt und dem Deutschen Roten Kreuz für hiesige Bedürfnisse umgesetzt wurde: die Informationsreihe „Älter werden in Deutschland“. Der so genannte „Koffer“ besteht aus umfangreichem Material wie Videofilmen, einer Diaserie und einem Handbuch und wurde konzipiert, um älteren Menschen mit Migrationshintergrund das Hilfesystem näherzubringen. „Eine geniale Sache“, lobt Scholze. Die Inforeihe beansprucht jedoch ein gewisses Maß an Vorarbeit, bevor man mit den sechs Treffen à 2,5 Stunden starten könne. Alle Teilnehmer zeigen großes Interesse, würden gerne noch mehr erfahren über den „Koffer“. Doch die Zeit drängt, es stehen noch zwei Ausflüge an – in die Welt der interkulturellen Altenhilfe.

Deutsch-türkisches Team

Als erstes geht es nach Wanheimerort, zum ambulanten Senioren- und Krankenpflegedienst von Asiye Acar, der seit der Unternehmensgründung 2003 auf Migranten spezialisiert ist. „Meine Mitarbeiter kennen die Hintergründe“, sagt Asiye Acar über ihr deutsch-türkisches Team, „wir kennen die Sitten und Gebräuche“. Rund 100 Kunden werden von „Deva“ (übrigens das türkische Wort für „Heilmittel“) betreut, etwa 70 Prozent davon sind Migranten mit türkischem, griechischem, kroatischem

und italienischem Hintergrund. Acar betont, dass ihre Kundschaft nicht nur aus Duisburg stammt, auch in den umliegenden Städten sei das Interesse an ihrem besonderen Angebot groß. 14 Mitarbeiter könne sie so inzwischen beschäftigen, darunter auch Auszubildende. Marijo Terzic vom Referat für Integration fragt nach dem Informationsdefizit der Menschen mit Migrationshintergrund: „Wie fangen Sie das auf?“ Asiye Acar vermutet, dass 80 Prozent der Migranten Beratung bräuchten: „Der Bedarf ist sehr hoch. Es fehlen Anlaufstellen, eine Telefonnummer zu haben, Fragen stellen zu können.“ Die Lösung der erfolgreichen Unternehmerin: ein Handy, das 24 Stunden an 365 Tagen im Jahr erreichbar ist. Die Gäste gucken ungläubig. Das können weder Ehrenamtler noch Hauptamtliche leisten. „Die Migranten haben große Hemmschwellen“, sagt Acar, „bis vor kurzem war es unmöglich, sich von einem Fremden pflegen zu lassen. Das hat sich jedoch im letzten Jahr geändert.“ Heute würden auch die Kinder von Migranten sagen: Mama, Papa, ich schaff’s einfach nicht. Und hier käme der wohl größte Vorteil von „Deva“ ins Spiel: „Da ist es natürlich beruhigend zu wissen, da ist jemand, der unsere Sprache spricht.“

Druck aus der Community

Schwer beeindruckt macht die Gruppe sich auf zur nächsten Station, dem Hewag-Seniorenstift in Hamborn. Auch hier erwartet die Gäste eine engagierte, deutsche Frau mit türkischen Wurzeln: Einrichtungsleiterin Dilek Yıldırım. Doch trotz geballter interkultureller Kompetenz an der Spitze haben bislang nur drei der 94 Bewohner einen Migrationshintergrund. Da half es auch nicht, dass vor der Eröffnung 2008 damit geworben wurde, auf die Wünsche von muslimischen Bewohnern einzugehen. Dabei sah es zunächst ganz anders aus. „Ich habe sehr viel Zeit mit Gesprächen mit Angehörigen



gen verbracht“, sagt Yildirim, „die Zimmer waren ausgebucht, die Namensschilder schon angebracht. Aber dann wurden doch die Anmeldungen zurückgezogen.“ Der Druck sei einfach zu groß gewesen, in den Migrant-Communities gelte es immer noch als unschicklich, die Eltern zur Pflege abzugeben. „Aber das ändert sich“, sagt Yildirim, „es geht ja auch nicht anders.“

„Wir träumen von einer gelungenen Kommunikation“

Klare Worte bei Fortbildung III in dem BBZ Duisburg- Rheinhouse in Trägerschaft der AWO: MSO verlangen Zusammenarbeit auf Augenhöhe, BBZ-Mitarbeiter fürchten radikale Strukturen

Ohne Partner geht es nicht. Das war die erste Erkenntnis des Tages bei der Fortbildung im Begegnungs- und Beratungszentrum in Rheinhausen. Wie die Teilnehmer zu ihr gelangten? Sie folgten der Aufforderung von Referentin Ioanna Zacharaki, aus zwei Kreisen – der eine aus Hauptamtlichen, der andere aus Ehrenamtlichen bestehend – eine „bewegliche Acht“ zu bilden. Es dauerte nicht lange und die Lösung war gefunden: Man muss sich öffnen. Helma Pönisch, Leiterin des BBZ Rheinhausen, das sich im Lene-Reklat-Seniorenzentrum befindet, stellte noch einen weiteren Effekt fest: „Wenn man sich öffnet, kommt man in Bewegung.“

Ein dynamischer Prozess

Ioanna Zacharaki zeigte sich zufrieden mit dem Ergebnis und übertrug das Verhalten der Teilnehmer während der Übung auf die Zusammenarbeit beim Thema „Offene Altenhilfe“: „Jeder will in eine andere Richtung – das ist normal. Jeder hat seine eigenen Regeln, seine bisherigen Konzeptionen und

Zielvorgaben. Doch man muss etwas ausprobieren und auch Fehler machen dürfen. Hauptsache man bewegt sich auf Augenhöhe.“ Damit dies gelingt, müsse jede Gruppe an sich arbeiten, „erst dann kann auch die Arbeit in der Schnittstelle der beiden Gruppen gelingen“. Kompetenzen für interkulturelle Öffnung könne man nicht in drei Tagen erwerben, so Zacharaki, „das ist eine Illusion“. Vielmehr sei die interkulturelle Öffnung „ein nie abgeschlossener, dynamischer Prozess“. Ein allgemeingültiges Rezept gebe es nicht: „Jeder Stadtteil muss seinen eigenen Weg finden.“

Das Thema anstoßen

„Wir träumen von einer gelungenen Kommunikation“, sagt Zacharaki über die Zusammenarbeit von BBZ und MSO. Einige Teilnehmer jedoch finden, dass sehr einseitig an dieser gemeinsamen Vision gearbeitet wird. „Mir ist aufgefallen, dass inzwischen mehr Hauptamtliche da sind als Mitglieder von MSO“, sagt Helma Pönisch, „das finde ich traurig.“ In der Tat sind zu den Fortbildungen längst nicht so viele Ehrenamtler erschienen wie bei der Auftaktveranstaltung noch dabei waren. Das ist auch Prof. Dr. Herbert Hübner vom Institut für Sozial- und Kulturforschung aufgefallen, der als wissenschaftlicher Experte das Projekt begleitet. „Das Ziel, hauptamtliche zu qualifizieren, wird so nicht erreicht“, sagt Hübner. Nurcan Tarakçı vom Referat für Integration widerspricht: „Das war nicht das Hauptziel. Dies ist ein Miniprojekt und wir haben in jedem Stadtteil nur einige MSO angesprochen.“ Das Projekt habe viel zu wenig Ressourcen, um alle miteinzubeziehen. Es gehe vielmehr darum, zu gucken, wie die Zusammenarbeit aussehen könne. Stefan Ernst vom Amt für Soziales und Wohnen gibt zu bedenken, dass die Migrantenselbstorganisationen nicht nur mit der Altenhilfe, sondern mit vielen Dingen beschäftigt sind. „Der Knackpunkt



ist, dass das Thema noch nicht so ernst genommen wird, weil der Druck noch nicht so stark ist“, sagt Ernst, „dafür müssen wir sie erst sensibilisieren“. Sabine Wolf-Wennersheide vom evangelischen Erwachsenenbildungswerk Nordrhein schlägt vor, die MSO stärker darüber zu informieren, dass die Zusammenarbeit mit Hauptamtlichen eine Entlastung für sie sein kann. Es wird noch ein wenig diskutiert, der Gesprächsbedarf scheint groß. Herbert Hübner warnt vor falschen Schuldzuweisungen und Nurcan Tarakçı zieht ein positives Fazit: „Das, was wir mit diesem Projekt erreichen wollten, das Thema anzustoßen, das ist geglückt.“

Momente der Begegnung

Nach der Mittagspause stellt Referentin Giovanna Caloiero mögliche gemeinsame Projekte von Haupt- und Ehrenamtlichen vor. Das Motto: Momente der Begegnung. Da wären zum Beispiel Ausstellungen, Gesprächskreise, gemeinsame Gebete und Informationsreihen. Etwas komplizierter, so Caloiero, seien Projekte wie „Älter werden in Deutschland“: Frauen mit Migrationshintergrund nehmen an Erste-Hilfe-Kursen und an Kursen der häuslichen Krankenpflege teil und geben ihr Wissen in regelmäßig stattfindenden Treffen an ältere Migranten weiter. Oder das Projekt „Losgehen.Aankommen“, das im Stadtteilzentrum Bochum-Dahlhausen über drei Jahre durchgeführt wurde, gefördert durch die Stiftung Wohlfahrtspflege NRW. Hier geht es darum, dass Menschen unterschiedlicher Generationen und Herkunft einander über ihre Lebensgeschichten kennenlernen, Vorurteile abbauen und miteinander ins Gespräch kommen.

Ein Koffer für Duisburg

Und dann kommt er wieder ins Gespräch: der Koffer. Schon bei Fortbildung II wurde er kurz vorgestellt – und stieß bei allen Teilnehmern auf großes

Interesse. Die Rede ist von der Informationsreihe „Älter werden in Deutschland“, die mit reichlich Material versehen in einem Koffer zu erwerben ist. Und genau darum geht es: Soll der Koffer nun gekauft werden oder nicht? Hierzu wollen die Referentinnen nun von den Teilnehmern wissen, ob sie die Zeit hätten, um mit dem Koffer zu arbeiten. „Nur einen Koffer anschaffen und dann irgendwo hinstellen und verstauben lassen bringt nichts“, sagt Stefan Ernst. Die Frage, wer von den Hauptamtlichen für den Koffer zuständig sein soll und wer an einer der angebotenen Schulungen für den richtigen Umgang mit dem Infomaterial teilnehmen soll, wird vertagt. Nur eines scheint klar: Duisburg bekommt eventuell einen Koffer. Bevor es soweit ist, stellt Sabine Wolf-Wennersheide noch eine weitere Projektidee vor, die bereits unter dem Namen „Drehscheibe Leverkusen“ erfolgreich praktiziert wird: In einer Begegnungsstätte gibt es ein (tragbares) Telefon, das von morgens bis abends erreichbar ist. Wer drangeht, das ist in einem Wochenplan festgelegt, Ehrenamtler mit und ohne Migrationshintergrund wechseln sich alle zwei Stunden ab.

Projekte und Ideen

Für eine erfolgreiche Zusammenarbeit, so Ioanna Zacharaki, müssen Haupt- und Ehrenamtler zunächst ihre eigenen Strukturen kritisch unter die Lupe nehmen. Einige Aufgaben gelten für beide gleichermaßen: „Aktivitäten zur eigenen Sensibilisierung und Klärung sowie Kommunikations- und Konfliktbewältigungsstrategien. Darüber hinaus müssen die Ehrenamtler Informationsdefizite beseitigen, die Hauptamtlichen dagegen ihr Wissen über Migration und Integration vertiefen und interkulturelle Ansätze in ihrer Arbeit verankern.“ Nun bittet die Referentin, die Vertreter von BBZ und MSO, aufzuschreiben, welche Aktionen in Richtung



interkultureller Öffnung bereits in ihren Einrichtungen/Vereinen laufen und welche geplant sind.

Zusammenarbeit auf Augenhöhe

Nach langen Gesprächen präsentieren beide Gruppen ihre Ergebnisse. Zunächst die MSO: Es gebe bereits ein internationales Frauenfrühstück, Bildungsausflüge, Leserunden, ehrenamtliche Seniorbegleiter und eine Kinder-Theaterwerkstatt. Geplant sei eine Ideenwerkstatt zum Thema Betreutes Wohnen, ein Erzählcafé in der Alten Feuerwache und das intergenerative, interkulturelle Projekt „Losgehen.Ankommen. „Wir wollen auch Interviews mit Deutschen machen“, sagt Zehra Yilmaz von der Ditib-Begegnungsstätte in Marxloh, „wir wollen sie fragen, wie das damals war, als die Gastarbeiter kamen.“ Es gebe zwar viele Ideen, aber auch viele Hindernisse. Probleme seien vor allem die zeitlichen Ressourcen der Ehrenamtler und die fehlenden Strukturen in den Vereinen. Yilmaz: „Es gibt Kommunikationsdefizite zwischen dem Vorstand und den Mitgliedern.“ Außerdem seien da noch die sprachlichen Hindernisse der Zielgruppe. Vor einem warnte Zehra Yilmaz im Namen aller anwesenden Ehrenamtler: „Die MSO wollen nicht als Wasserträger ausgenutzt werden, um an Projektgelder heranzukommen. Wir wollen auf Augenhöhe zusammenarbeiten.“ Hierfür ertete sie Applaus – von allen.

Vernetzung der Akteure

Auch die Hauptamtlichen aus den BBZ haben zusammengetragen, was bereits läuft und was geplant ist. Es gibt einen interkulturellen Chor, Praktikumsplätze für Schüler mit Migrationshintergrund, Kontakte zur Moscheegemeinde, spezielle Beratungsangebote für Migranten und ein multikulturelles Sommerfest. Geplant sei eine Frauengruppe mit Erzählwerkstatt, ein Spieleangebot, die Einladung der MSO zur Regionalkonferenz und die Vernetzung

der Akteure auf beiden Seiten. Auch hier gebe es Stolpersteine: knappe zeitliche und finanzielle Ressourcen und ein Defizit an Information über die Zielgruppe. „Es geht nicht um Angst, mit Migranten zusammen zu arbeiten“, sagt Rosemarie Herfurtnner vom BBZ Stadtmitte in Trägerschaft der AWO, „sondern darum, dass wir nicht politisch radikale Strukturen aus Versehen stärken wollen“.

Annäherung und Wissen

Abschließend ergreift Ioanna Zacharaki das Wort. Die Referentin fasst zusammen, was die drei Fortbildungstage gebracht haben: Vor allem die Annäherung von BBZ-Hauptamtlichen und MSO-Ehrenamtler, aber auch die Vermittlung von Basiswissen zum Thema interkulturelle Kompetenz. Zacharaki: „Und interkulturelles Wissen ist nicht nur für unseren Beruf, sondern auch für unser Privatleben wichtig.“

„Wir brauchen Brücken“

Eine Umfrage unter den Leitern der Begegnungs- und Beratungsstätten, die am Projekt „Offene Altenhilfe“ teilgenommen haben.

Vier Modellstandorte wurden für das Projekt „Offene Altenhilfe“ ausgewählt: die Begegnungs- und Beratungszentren Marxloh, Mitte, Rheinhausen und Hüttenheim. Ausgewählt wurden sie, weil in den jeweiligen Stadtteilen eine hohe Anzahl von Migranten lebt und weil es vor Ort viele Migrantenselbstorganisationen gibt, mit denen zusammengearbeitet werden kann. Die Leiter der BBZ zeigten in der Vorbereitung und während des Projektes großes Interesse und Engagement. Doch was ist geblieben von ihren Erwartungen und Wünschen? Was konnten sie mitnehmen in ihren Arbeitsalltag? Vier Gespräche zum Ende des Projektes.

Positives Fazit

„Ich bin mit null Erwartungen an die Sache herangegangen“, sagt Rosemarie Herfurtner, Leiterin des BBZ Mitte. „Ich dachte, ich erfahre etwas über Migration und lerne nette Leute von Vereinen kennen.“ Zum Abschluss des Projektes zieht die 57-Jährige ein positives Fazit. „Ich bin zufrieden“, sagt sie – und das kann sie auch sein. Denn als eines von wenigen hat das BBZ Mitte eine konkrete Zusammenarbeit vorzuweisen. Nach intensivem Kontakt mit dem Verein „Güldeste“ startet Rosemarie

Herfurtner dort im März ein Beratungsangebot für ältere Migranten, das monatlich stattfinden soll. „Ich freue mich sehr, dass die so offen sind“, sagt die Sozialarbeiterin über die Kooperation. Die interkulturelle Ausrichtung von Altenhilfe sei ihr als Thema schon vor 15 Jahren während des Studiums begegnet. „Gerade die alten Migranten gingen mit schweren Gesundheitsschäden in Frührente“, erinnert sie sich, „und pendelten dann zwischen Deutschland und ihrem Heimatland hin und her.“ Trotz allen theoretischen Wissens habe es für sie



„Ich stamme aus Dersim, das ist der kurdische Name von Tunceli, einer Stadt im Osten Anatoliens. Nach Deutschland kam ich 1970 im Rahmen der Familienzusammenführung. Mein Mann war als Gastarbeiter hier.

Ich wollte nur zwei, drei Jahre bleiben und dann wieder in die Türkei zurückkehren, doch es kam alles anders. Meine ersten beiden Kinder starben und dann folgten sieben Jahre, in denen wir nicht in die Heimat gereist sind. Als ich dann endlich wieder schwanger wurde, bin ich in die Türkei geflogen und habe das Kind dort zur Welt gebracht. Es überlebte und ich bekam zwei weitere gesunde Kinder. Jetzt habe ich eine Tochter und zwei Söhne. Sie sind 31, 33 und 35 Jahre alt. Außer während der Schwangerschaften habe ich immer gearbeitet, in Fabriken, als Putzfrau und in der Stadtbibliothek. Ich wollte meinen Kindern ein gutes Vorbild sein, ich wollte nicht abhängig sein von Sozialleistungen. 1983 habe ich meinen Mann verlassen. Von da an habe ich mich alleine um die Kinder gekümmert.

Jetzt sind alle aus dem Haus. Seit neun Jahren habe ich einen deutschen Lebensgefährten, mit dem ich zusammenlebe. Meine Heimat, das ist jetzt Deutschland. Zurückzukehren kann ich mir nicht mehr vorstellen. Die Türkei ist jetzt meine zweite Heimat. Ich habe zwar oft Sehnsucht danach, hinzufahren und in meiner Muttersprache Zazaki zu sprechen, aber wenn ich dort bin, dann vermisse ich Duisburg. Was sein wird, wenn ich alt bin? Ich weiß es nicht. Ich hoffe, dass ich fit bleibe und ich hoffe, dass ich anderen Menschen helfen kann und nicht, dass andere mir helfen müssen. Vielleicht werden meine Kinder sich um mich kümmern, vielleicht kümmern mein Lebensgefährte und ich uns umeinander – ich weiß es nicht. Ich könnte mir aber auch vorstellen, im Altersheim zu leben. Welche Nationalität der Mensch hat, der mich pflegt, ist mir egal. Mensch ist Mensch. Für mich sind alle gleich. Wir sind alle nur zu Gast hier auf diesem Planeten, wir sind alle Fremde auf dieser Welt. Es ist mir auch egal, wo ich beerdigt werde, wenn ich tot bin. Erde ist Erde.“

Beser Samut (56)



während der Projektarbeit auch neue Erkenntnisse gegeben, so Herfurtner: „Ich habe gesehen, dass ältere Migranten genau dieselben Probleme haben wie ältere Deutsche. Sie leiden unter Vereinsamung, wissen nicht, an wen sie sich wenden müssen und wollen nicht ins Pflegeheim. Bei den Migranten kommen verschärfend die Sprachproblematik und die religiös-kulturellen Hintergründe hinzu.“

Sprachbarrieren

Dass es Sprachbarrieren gibt, das hat auch Martin Kleinwächter, Leiter des BBZ Hüttenheim, festgestellt. „Wir haben das Wissen und das Knowhow“, sagt er, „aber alleine kommen wir bei dem Thema nicht weiter. Wir brauchen Brücken.“ Die, die als Brücken fungieren sollen, sind aber nicht immer leicht zu erreichen, wie der Altentherapeut feststellen musste. Im Vorfeld des Projektes hatte er Kontakt zu einigen Kooperationspartnern im Stadtteil geknüpft, er glaubte schon, sie ins Boot geholt zu haben, doch dann kam: nichts. „Das ist ein bisschen frustrierend“, sagt Kleinwächter. Doch der 45-Jährige gibt nicht auf: Erste zarte Bande zur Ditib-Gemeinde sind geknüpft, es könnte in Zukunft zur Zusammenarbeit kommen. Doch ein bisschen Geduld wird Martin Kleinwächter noch aufbringen müssen, das weiß er selbst: „Die bauen gerade eine neue Moschee, sind in der heißen Phase. Da verstehe ich, dass sie wenig Kopf für andere Sachen haben.“

Auf gute Nachbarschaft

Auch im BBZ Marxloh sucht man den Schulterchluss mit der dortigen Ditib-Gemeinde. Durch das Altenhilfe-Projekt sei er mit Zehra Yilmaz von der Begegnungsstätte in der neuen Moschee näher ins Gespräch gekommen, sagt BBZ-Leiter Georg Zeppenfeld: „Wir überlegen, wie das Projekt wei-

terleben kann.“ Ideen hätten sie beide reichlich, doch es bedürfe noch einiger Kommunikation, bis man wisse, wie man übereinkommen kann. Auch wenn ihm die Fortbildung inhaltlich nicht viel Neues gebracht habe - „weil wir schon seit Jahren in die Richtung arbeiten“ - so habe seine Teilnahme doch greifbare positive Effekte, so Zeppenfeld: „Durch die Veranstaltungen habe ich unsere alevitischen Nachbarn kennengelernt. Das hätte sonst Jahre gedauert.“ Deshalb sein Fazit: „Eine super Sache. Da müsste noch viel mehr passieren.“ Er selbst habe in seinem Stadtteil die Erfahrung gemacht, dass man am besten über die Jugendlichen an die älteren Migranten herankommt, so der 39-Jährige. Weshalb er regelmäßig Praktika für Schüler mit Migrationshintergrund anbiete. Und wenn es dann zu gemeinsamen Aktionen kommt, rät Zeppenfeld zu Behutsamkeit: „Es ist sehr schwierig, deutsche und türkische Senioren zusammenzuführen.“ Da sei er in der Vergangenheit mit einer guten Idee wie einem Biografie-Projekt auch schonmal gescheitert. Doch der Sozialwissenschaftler gibt die Hoffnung nicht auf. Weil er weiß, dass die Alten etwas gemeinsam haben: „Sie haben alle viel verloren. Die einen im Krieg, die anderen, als sie ihre Heimat verlassen haben.“

Künstler gesucht

Auch Helma Pönisch, Leiterin des BBZ Rheinhau- sen, hatte sich darauf gefreut, im Laufe des Projektes Vereine aus ihrem Stadtteil kennenzulernen, „aber daraus ist ja nichts geworden“. Die Sozialpädagogin zeigt sich enttäuscht darüber, dass von Mal zu Mal immer weniger Vertreter von Migranten- selbstorganisationen zu den Veranstaltungen erschienen. Sie hätte gerne Kontakte geknüpft, hat sogar eine konkrete Idee, für die sie einen Partner sucht: „Wir würden gerne in dem Seniorenzen- trum, in dem sich unser BBZ befindet, Bilder von



einem ausländischen Künstler aufhängen.“ Doch trotz aller Kritik ist auch Helma Pönisch froh, an dem Projekt teilgenommen zu haben. Für sie sei „ein Stück Vorhang aufgegangen“, sagt die 57-Jährige. Denn auch wenn unter ihren Arbeitskollegen immer Menschen verschiedenster Nationalität gewesen seien, ihre Klientel in den BBZ und Seniorentreffs hatte – bisher – keinen Migrationshintergrund.

Lob und Tadel

Wie die Hauptamtlichen, sind auch die Vereine mit Erwartungen an das Projekt „Offene Altenhilfe“ herangegangen. Eine Umfrage – und viele ehrliche Worte.

Eines steht fest: Hatten sich zu Beginn noch mehr als zehn Migrantenselbstorganisationen für die Teilnahme am Projekt „Offene Altenhilfe“ interessiert, so waren es am Ende nur noch drei, die bis zur letzten Fortbildung durchgehalten haben. Immer wieder war dies Thema unter den Teilnehmern. Es wurden Vorwürfe laut, aber auch Gegenargumente. So hieß es zum Beispiel, dass Ehrenamtliche ihre Arbeit neben Job und Studium machen und deshalb nicht viel Zeit haben. Und dass sie sich zudem nicht nur um Altersfragen kümmern, sondern Ansprechpartner für eine Vielzahl von Problemen sind. Vertreter der Ehrenamtsagentur „Güldeste“, der Islamischen Gemeinde Duisburg und der Ditib-Begegnungsstätte Marxloh haben vom Anfang bis zum Ende mitgearbeitet – und sollen deshalb an dieser Stelle zu Wort kommen.

Ein konkretes Ergebnis

Seit 2007 gibt es die Ehrenamtsagentur „Güldeste“, zu Deutsch „Rosenstrauß“. Ältere Migranten standen im Büro an der Schwanenstraße von An-

fang an im Fokus, wie die Vorsitzende Gülseren Mirici berichtet. Besuche im Seniorenheim, Lese- und Bastelstunden sowie eine Theatergruppe mit Sitz im multikulturellen „Haus am Sandberg“ gehören bereits zum Repertoire. Auch Beratung gibt es bei „Güldeste“, jedoch bisher nicht speziell auf die Probleme von Senioren ausgerichtet. Dies soll sich bald ändern: „Wir werden mit Frau Herfurtner vom BBZ Mitte zusammenarbeiten“, sagt Mirici, „sie bietet demnächst regelmäßig in unseren Räumen Beratung an.“ Es sind Kooperationen wie diese, die sich Gülseren Mirici von der Teilnahme am Projekt erhofft habe. „Ich hätte mir noch viel mehr davon gewünscht“, sagt die 35-Jährige und vermutet: „Vielleicht lag es daran, dass die MSO nicht regelmäßig erschienen sind.“ Dies sei schade. Dennoch bereue sie nicht, ihre Zeit investiert zu haben: „Für uns hat es sich ja gelohnt, wir haben ein Ergebnis.“

Mehr Anerkennung

Auch in der Islamischen Gemeinde Duisburg habe man sich bisher intensiv um die Älteren gekümmert, sagt Yılmaz Gümüş. Dabei stehe immer das Seelsorgerische im Vordergrund. Gümüş: „Wir versuchen, intensiv auf den Generationenkonflikt in den Familien einzugehen. Die älteren Migranten haben immer noch das Bild eines Moslems, das sie aus ihrer Heimat mitgebracht haben. Die zweite und dritte Einwanderergeneration macht eine Entwicklung durch, bei der die Alten gar nicht mehr mitgehen können.“ Auch mit Post von der Krankenkasse oder Rentenversicherung hat der Lehramtsstudent schon oft älteren Gemeindemitgliedern geholfen. „Natürlich kann man sich nicht mit den Wohlfahrtsverbänden messen“, sagt der 34-Jährige. Mit deren Mitarbeitern in Kontakt gekommen zu sein, habe ihm jedoch viel gebracht: „Überblick über die Altenhilfe-Angebote und viele Ideen für Projekte“. Dennoch hält Gümüş Koope-



rationen wie die im Projekt vorgesehenen lediglich für eine „Zwischenlösung“. Nicht einzelne Personen müssten qualifiziert werden, so seine Meinung, sondern die Vereine sollten als Institutionen offizielle Anerkennung erhalten. Gümüş: „Wenn wir die Möglichkeit hätten, Personal einzustellen, könnten wir sehr gute Altenarbeit leisten.“

Raus aus der Opferrolle

Mehr Anerkennung für Migrantenselbstorganisationen wünscht sich auch Zehra Yilmaz von der Ditib-Begegnungsstätte in Marxloh. Viel zu oft habe sie erlebt, dass nicht mit Vereinen, sondern über sie geredet werde. Dies sei auch im Altenhilfe-Projekt passiert. „Viele sind sich dieser Situation nicht bewusst“, sagt die 45-Jährige, „aber wir wollen keine Objekte sein. Wir sind keine Opfer.“ Eigentlich, so Yilmaz, hätte es zwei getrennte Fortbildungen geben müssen, eine für die Hauptamtler und eine für die Vereine. „Wir machen ja schon alles, wir sind in dem Sinne schon interkulturell geöffnet“, sagt die Sozialarbeiterin, Theologin und Sprachwissenschaftlerin über ihre Einrichtung. „Was wir brauchen, das ist etwas mehr Professionalisierung.“ Aber vielleicht sei sie auch in einer besonderen Situation, gibt sie danach zu Bedenken. Schließlich sei die Begegnungsstätte von Anfang an in alle Netzwerke des Stadtteils eingebunden gewesen. Deshalb laute ihr hartes Urteil über das Projekt: „Es hat mir nichts gebracht.“ Doch trotz aller Kritik findet Zehra Yilmaz etwas Positives; „Dass es eine Plattform gab, auf der wir diskutieren konnten. Und Kritik äußern.“ Am Thema an sich müsse noch viel getan werden – von allen Seiten.

Mit Herz und Verstand

Ein Interview mit Leyla Özmal und Marijo Terzic vom Referat für Integration zum Abschluss des Projektes „Offene Altenhilfe“

Seit Juli 2007 gibt es das Referat für Integration. Es soll zum einen die städtischen Aktivitäten zur Integration bündeln und koordinieren, zum anderen Kontakte pflegen zu Vereinen und Verbänden von Migranten, diese beraten und unterstützen. Das Projekt „Offene Altenhilfe“, ein Baustein des mit Landesmitteln finanzierten Informations- und Kommunikationssystem Integration (ISI), setzt an genau dieser Schnittstelle an.

Mitarbeiter aus den von der Stadt geförderten Begegnungs- und Beratungszentren und Vertreter von Migrantenselbstorganisationen haben bei gemeinsamen Treffen überlegt, wie man älteren Migranten den Weg zu den zahlreichen Hilfsangeboten in Duisburg ebnen kann. Für die Leiterin des Referates für Integration, Leyla Özmal, und ihren Stellvertreter, Marijo Terzic, ist die erste Einwanderergeneration einer von vielen Schwerpunkten ihrer Arbeit. Im Interview sprechen die Deutsch-Türkin und der Deutsch-Kroate über die Entwicklung der Migranten-Dienste und über neue Herausforderungen für Deutsche und Zugewanderte.

Wie sah die Beratungs-Situation für ältere Migranten in Duisburg bisher aus?

Terzic: Zunächst gab es die klassische Sozialberatung für ausländische Mitbürger. Sie geht zurück auf die Zeiten der Arbeitnehmeranwerbung. Dabei hatten die großen Wohlfahrtsverbände sich die verschiedenen Nationalitäten untereinander aufgeteilt. Dies wurde später aufgehoben. Es wurden sogenannte Fachdienste für Integration und Migration eingerichtet, ebenfalls in Trägerschaft der Wohl-



fahrtsverbände. Dort gab es praktische sozialarbeiterische Hilfe in allen Lebenslagen.

2007 gab es eine einschneidende Änderung bei der Förderung der Integrationsarbeit.

Was ist damals geschehen?

Terzic: Es gab eine knallharte Zäsur. Das Land Nordrhein-Westfalen hat bekanntgegeben, dass es die Einzelfallberatung in den Migrations-Fachdiensten nicht weiter finanziell unterstützen wird. Es hieß, dass nach über 40 Jahren Zuwanderungsgeschichte neue Wege gegangen werden müssten. Integrationsagenturen wurden gegründet, zwar mit einem umfangreichen Aufgabenspektrum, aber ohne die dringend benötigte Einzelfallhilfe. Bis dahin hatte es etwas für diese Menschen gegeben, speziell für sie, und das wurde gekappt. Ich finde zwar auch, dass die interkulturelle Öffnung der Regeldienste vorangetrieben werden muss, gebe aber zu bedenken, dass es auch unverantwortlich ist, den Menschen von heute auf morgen neue Strukturen überzustülpen.

Özmal: Woran auch nicht gedacht wurde: Die Einzelfallberatung war unter den Verbänden aufgeteilt. Bestimmte Verbände hatten sich auf bestimmte Migrantengruppen spezialisiert. Jetzt müssen die Mitarbeiter lernen, mit unterschiedlichem Klientel zurechtzukommen.

Terzic: Die Zuwanderer, insbesondere der ersten Generation, standen plötzlich im luftleeren Raum. Sie wussten nicht, wohin sie gehen sollen. Trotzdem ist es richtig, dass man nicht mehr in alten Gastarbeiter-Strukturen denken kann, wenn die Welt so globalisiert ist und dadurch auch die Zuwanderung so vielfältig geworden ist wie heute. **Özmal:** Fakt ist aber, dass die Beratungslandschaft noch nicht interkulturell ausgerichtet ist. Dieser Umbruch muss mit Hochdruck vorangetrieben werden – ausgestattet mit Ressourcen.

Welche Rolle spielt das Referat für Integration bei dieser Entwicklung?

Terzic: Dem Referat kommt eine steuernde Aufgabe zu. Wir sind nicht dazu da, um die Wohlfahrtsverbände zu kontrollieren, sondern, um zu handeln, wenn Defizite erkennbar sind. Die Rolle des Referates ist es, Bedarfe zu erkennen und zusammen mit den Akteuren die Sache anzugehen. Beim Thema Altenhilfe haben wir gesehen, dass eine Problemlage existiert und haben dann versucht, die Betroffenen zusammenzubringen. Die Regeldienste haben oft eine zu hohe Erwartungshaltung an die Migrantenselbstorganisationen. Doch sie müssen erkennen, dass es ohne eine Zusammenarbeit mit den Vereinen nicht geht.

Özmal: Unsere Aufgabe ist es auch, die Stadtgesellschaft insgesamt interkulturell auszurichten. Und da wollen wir in bestimmten Bereichen modellhaft vorgehen. In diesem Fall geht es darum, zu zeigen, dass Migrantenselbstorganisationen sich etabliert haben als Anlaufstelle für ältere Migranten. Und dass, wenn man auf diese Gruppe zugehen will, es nicht ohne Kooperationen geht.

Was macht das Referat für Integration bisher selbst für ältere Migranten?

Terzic: Das Referat gibt es ja erst seit anderthalb Jahren. Doch in den vielen Gesprächen mit Akteuren und Betroffenen verdichtete sich in dieser Zeit für uns der Eindruck, dass etwas getan werden muss für die ältere Generation. Dadurch, dass in der blühenden Zeit der Wirtschaft besonders viele Menschen in unsere Stadt gekommen sind, stellt sich die Frage in Duisburg automatisch.

Özmal: Der Beirat für Zuwanderung und Integration, dessen Geschäftsstelle in unserem Referat verortet ist, hat eine wöchentliche Sprechstunde und die ist sehr hoch frequentiert – auch von älteren Migranten. Denen wird bei allen möglichen



Problemen geholfen. Zu uns ins Referat kommen natürlich Menschen mit Migrationshintergrund quer durch alle Altersstufen. Auch junge Leute, die uns wiederum von den Problemen ihrer Eltern erzählen. Wir sind also ständig in Berührung mit diesem Thema.

Terzic: Das Thema ist natürlich auch über das Projekt hinaus weiterhin von Bedeutung für uns. Aber es muss vor allem dort verankert werden, wo es wirklich wichtig ist: in den Köpfen und in den Herzen derer, die in der Stadtverwaltung für das Thema verantwortlich sind. Und bei denen, die vor Ort praktische Hilfe leisten.

Özmal: Es gibt da auch noch zwei wichtige Aspekte: Sich um die älteren Migranten zu kümmern bedeutet, dass man deren Lebensleistung anerkennt. Sie sind als Gastarbeiter gekommen, haben hart gearbeitet und ihren Beitrag zum gesellschaftlichen Wohlstand geleistet. Aber Anerkennung haben sie wenig bekommen. Der zweite Aspekt ist, dass die junge Migrantengeneration wenig Erfahrungen mit dem Älterwerden gemacht hat. Die haben ihre Oma und ihren Opa nicht um sich gehabt, sie höchstens einmal im Jahr im Sommerurlaub gesehen. Deshalb müssen auch die Jüngeren für die Bedürfnisse älterer Menschen sensibilisiert werden, zum Beispiel wie sie ihren Eltern die nötige und richtige Pflege zukommen lassen können.

Terzic: Ich weiß auch aus eigener Erfahrung, dass es besonders in den Migranten-Communitys eine große Erwartungshaltung den Kindern gegenüber gibt, aber diese Erwartungshaltung bröckelt. Es ist ja nicht so, dass die Jungen ihre Eltern nicht pflegen wollen, aber in der heutigen Zeit, unter den heutigen Lebensumständen ist es einfach nicht immer möglich, auch wenn man es eigentlich gerne möchte. Auch für diesen Konflikt müssen die zugewanderten Kreise sensibilisiert werden. Und natürlich brauchen sie noch viel mehr Informationen

darüber, was in unserer Stadt alles möglich ist. Es gibt so vieles, was man im Alter noch tun kann. Es gibt Reisen, es gibt Kurse.

Özmal: Das stimmt, aber die Bildungseinrichtungen müssen sich auch öffnen. Auf beiden Seiten muss eine Öffnung stattfinden.

Terzic: Noch ist das Thema alte Migranten in der Öffentlichkeit nicht das dringlichste, doch es tritt immer mehr in den Vordergrund. Wir müssen uns jetzt mit dem Thema auseinandersetzen - mit Herz und Verstand.

Von Taschenlampen und wackligen Brücken

Projektabschluss „Offene Altenhilfe“ war gleichzeitig ein Neustart

Das Projekt „Offene Altenhilfe“ ist abgeschlossen – doch wie geht es weiter? Eine Antwort darauf versuchte eine Veranstaltung in der Marxloher DI-TIB-Begegnungsstätte zu geben. Das Referat für Integration hatte die Projekt-Referentinnen Ioanna Zacharaki und Giovanna Caloiero noch einmal eingeladen, um vor Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen zu sprechen. Das Thema: Stellenwert und Rolle der Migrantenselbstorganisationen in der Integrationsarbeit.

Horizonte erweitern

„Das Thema Integration steht im Fokus des öffentlichen Interesses“, sagt Ioanna Zacharaki. „Es wird ernstgenommen und von der Politik zur Chefsache erklärt. Es gibt Konferenzen, Gipfel und Kongresse. Regierungen stellen Mittel zu Verfügung.“ Dieses Interesse werde von vielen Migranten auch als Druck empfunden, so Zacharaki. Dabei laute die Aufforderung im Integrationsprozess an alle: „sich öffnen, Horizonte erweitern, mitwirken, miteinander



der etwas gestalten“. Besonders für Letzteres sei eine verlässliche Zusammenarbeit die wichtigste Voraussetzung. Hierfür müssten Migrantenselbstorganisationen zunächst an ihrer eigenen Profil-schärfung arbeiten. „Welche Arbeit leisten wir? Was kennzeichnet mich als Verein?“ - dies seien die wichtigsten Fragen, die vor einer Kontaktaufnahme mit hauptamtlich Beschäftigten in den betroffenen Ämtern und Institutionen geklärt werden müssen. Zacharaki: „Damit der andere uns als Partner identifiziert.“

Die Neustrukturierung der Migrationssozialarbeit sieht laut Ioanna Zacharaki neben der sozialraum-orientierten Arbeit und der interkulturellen Öffnung von Einrichtungen und Diensten ausdrücklich die Zusammenarbeit und Vernetzung mit Migrantenselbstorganisationen und einzelnen Ehrenamtlichen vor. Als Migrantenselbstorganisationen (MSO) gelten alle Vereine, in denen mehr als 50 Prozent der Mitglieder und des Vorstandes einen Migrationshintergrund hat. Dabei können MSO herkunftshomogen bzw -heterogen sein und sowohl „heimatland-orientiert“ als auch „aufnahmeland-orientiert“. In jedem Fall gelten sie als Transporteure und Brückenbauer in beide Richtungen, in die eigene Ethnie ebenso wie in die Aufnahmegesellschaft.

Plötzliches Interesse

„Hier ist Ihre Rolle“, appelliert Zacharaki an die anwesenden Mitarbeiter von Migrantenselbstorganisationen. „Sie sind diese Brücke.“ Dabei verstehe sie auch die Verunsicherung, die mit dem plötzlichen Interesse einhergehe. Zacharaki: „Es kann sein, dass vor fünf Jahren niemand wusste, dass Sie existieren. Und jetzt wollen plötzlich alle etwas von Ihnen.“ Mit dieser neuen Situation müssten sich nun alle auseinandersetzen, so die Referentin, denn „im Rahmen einer globalisierten Gesellschaft

stehen wir vor der Verantwortung: Wie können wir mit anderen zusammenarbeiten?“

Der Beitrag der Migrantenselbstorganisationen in diesem Prozess werde in der Wissenschaft kontrovers diskutiert, so Zacharaki. Es gebe Stimmen, die sagen, dass MSO die Integration behinderten. Wieder andere glaubten, MSO böten eine Grundlage für die Integration. Sie selbst glaube daran, dass die Rolle der MSO ressourcenorientiert gesehen werden müsse, nicht defizitorientiert. „Diese Menschen haben Potenzial“, sagt Zacharaki, „und wenn diese Menschen gestärkt und geschult werden, dann ist das ein soziales Kapital für die ganze Stadt.“

Sozialer Kitt

Positiv betrachtet könnten MSO als Teil der Diskussion über bürgerschaftliches Engagement ihren Beitrag leisten, ebenso als „sozialer Kitt“ und soziales Kapital und nicht zuletzt als demokratiestärkende Kraft. Sie könnten als Multiplikatoren agieren, Zugänge zu ihren Gruppen und Ressourcen ermöglichen und die Angebote von Einrichtungen in ihrem eigenen Wirkungskreis bekannt machen. Zacharaki: „Nach wie vor stellen wir fest, dass es einen Mangel an Information gibt über die vorhandenen Dienste.“

Die Erwartungen an die MSO sind groß: Sie sollen mit vorhandenen Strukturen kooperieren, als Mittler und Türöffner in Integrationsprozessen agieren und einen Beitrag in der Bildungsarbeit leisten. Dies alles sei nur möglich, wiederholt Zacharaki, wenn eine Verlässlichkeit gegeben ist, denn „der Druck ist groß, alle Einrichtungen sind überfordert“. Dass auch die MSO das Gefühl der Überforderung kennen, schildert Yilmaz Gümüş von der Islamischen Gemeinde Duisburg eindrucksvoll. „Ich



„Ich lebe schon sehr lange in Deutschland, seit 1961. Ich stamme aus Neapel. Bis vor drei Jahren habe ich als Dreher gearbeitet. Jetzt bin ich Rentner, aber ich habe nichts davon. Ich hatte zwei Schlaganfälle und bin

jetzt teilweise gelähmt. Ich kann noch nicht mal mehr richtig sprechen. Meine Frau ist vor sieben

Jahren gestorben und meine beiden Kinder leben in Italien. Ich bin ganz alleine. Früher kannte ich viele Menschen, aber wenn man krank ist, dann hat man keine Freunde mehr. Nach Italien würde ich trotzdem nicht zurückkehren. Was soll ich da? Ich glaube auch nicht, dass meine Kinder mich haben wollen. Außerdem ist es dort nicht besser mit den Ärzten. Hier bekomme ich mehr Unterstützung. Ich bin enttäuscht vom Leben. Ehrlich gesagt hoffe ich, dass ich bald sterben werde.“

Carlo Maldarelli (66)

weiß nicht, ob wir Brückenbauer und Transporteure sind“, sagt er in der anschließenden Diskussion.

„Wir sind keine rechtlich befugten Vertreter für diese Menschen. Wir sind eher eine Taschenlampe, die dort hinleuchtet, wo die Menschen hingehen.“

Irene Stabel von der iberamerikanischen Gemeinschaft stimmt ihm zu: „Klar können wir Brücken bauen, wenn es notwendig ist, zu Schulen zum Beispiel, aber diese Brücke ist wackelig.“

Selbstgemachte Probleme

Es gibt viel Gesprächsbedarf, das wird schnell deutlich. Aus den Anwesenden platzen die Sorgen nur so heraus. Während Irene Stabel von der iberamerikanischen Gemeinschaft darüber klagt, als Minderheit nicht wahrgenommen zu werden („Weil wir integriert sind“), hat Yılmaz Gümüş von der Islamischen Gemeinde mit dem Gegenteil zu kämpfen: in aller Munde zu sein – und zwar negativ. „Wir werden negativ wahrgenommen“, sagt Gümüş, „wegen unseres islamischen Hintergrundes und weil dieser nicht wie bei den Ditib-Gemeinden staatlich abgesichert ist.“ Es sei schwierig, mit dieser mangelnden Vertrauensbasis Kontakte zu knüpfen. Haluk Piriçek von der Yıldırım-Beyazit-

Moschee führt weitere, interne Schwierigkeiten auf. „Die Älteren in unserer Gemeinde wollen eher in Ruhe gelassen werden“, sagt er, „die brauchen nur manchmal einen Wegweiser. Bei den Jüngeren geht es um Hausaufgaben, um Ausbildung, Sport und Gewaltprävention. Aber wir haben nicht genügend Ressourcen, wir können nicht allen etwas anbieten.“

Nurcan Tarakçı, die im Referat für Integration für die Kontakte zu den MSO zuständig ist, kennt deren Probleme allzugut. Und sie weiß inzwischen, dass es sehr unterschiedliche Strukturen gibt. „Manche sind so gut informiert“, sagt sie, „die können sogar mir noch was erklären. Bei anderen läuft es nicht so gut.“ Manchmal seien es auch selbstgemachte Probleme, wie zum Beispiel, dass besonders die älteren Männer, die in den Vorständen der Vereine sitzen, keine Kompetenzen abgeben wollten. Dabei könnte man vieles viel besser organisieren. „Ich habe eine Vision“, sagt Tarakçı, „wenn es sieben Vereine in einem Stadtteil gibt, dann könnte jeder ein Thema besetzen. Ich weiß, das ist noch sehr realitätsfern, aber ich träume davon.“



Eine zarte Pflanze

„Integration kann nur über Zusammenarbeit gelingen“, sagt Hansjörg Müller vom Amt für Soziales und Wohnen. Man müsse Netzwerke bauen - und Vertrauen knüpfen. Referentin Giovanna Caloiero berichtet von einem Trend auf Bundesebene, dass Tandems von MSO und Hauptamtlern gebildet würden – auch, um so besser an Fördergelder für Projekte heranzukommen. Marijo Terzic vom Referat für Integration weist noch einmal auf die besondere Bedeutung von ehrenamtlichen Initiativen in diesem Zusammenhang hin: „Die MSO haben eine Kraft, die Ämter nicht haben können. Da können wir uns auf den Kopf stellen – sie sind einfach authentischer.“ Als Ioanna Zacharaki abschließend die Frage stellt „Wie schaffen wir es, aus der Taschenlampe einen Leuchtturm zu machen und die wackelige Brücke zu stützen?“ appelliert Terzic an alle Teilnehmer des Projektes, miteinander in Kontakt zu bleiben und so mit viel Geduld die zarte Pflanze, die sie gemeinsam in den vergangenen Monaten gesät haben, zu hegen und zu pflegen: „Nur dann kann sie wachsen und gedeihen.“

Abschließende Stellungnahme zum Verlauf des Projektbausteins „Offene Altenhilfe“

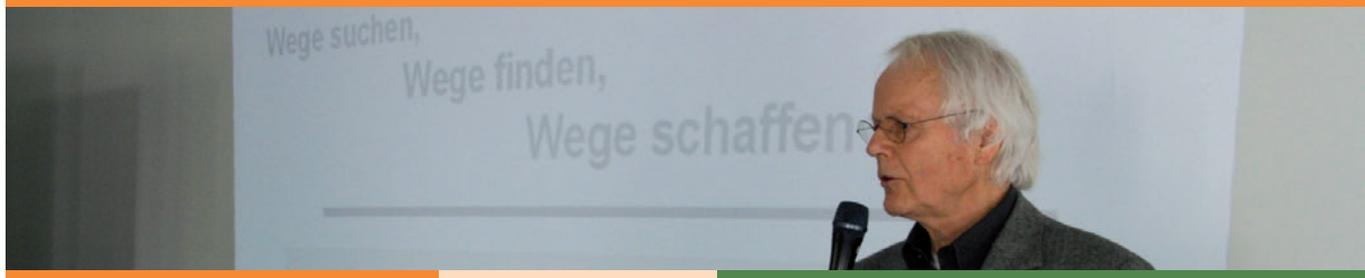
im Rahmen des Projekts „Informations- und Kommunikationssystem Integration“ (ISI) beim Referat für Integration der Stadt Duisburg in Zusammenarbeit mit dem Amt für Soziales und Wohnen, September 2008 bis Ende Februar 2009. Von Herbert Hübner, 23. Mai 2009

Das allgemeine Ziel des Vorhabens war es, „...den Prozeß der Interkulturellen Öffnung der Regeldienste zu initiieren und zu begleiten, die Migrantenselbstorganisationen zu sensibilisieren und ihr bürgerschaftliches Engagement zu fördern.“ Im gleichen Kontext wird als das Handlungsfeld des Projektbausteins „Offene Altenhilfe“ die „...Förderung der Kooperation zwischen den Begegnungs- und Beratungszentren (BBZ) und den Wohlfahrtsverbänden im Bereich der Altenhilfe...“ genannt, und zwar mit der Zielvorstellung, „...langfristige Strukturen aufzubauen.“ (Internes Arbeitspapier) Ein Jahr zuvor hatte das Institut für Sozial- und Kulturforschung eine Studie mit ähnlicher Aufgabenstellung beendet, die am Beispiel von zwei Duisburger Stadtteilen (Hochfeld und Hochemmerich) durchgeführt worden war. Deren praktische Ergebnisse und Erfahrungen wurden bei der Entwicklung eines Arbeitsansatzes für das ISI-Projekt verwendet. Sie bezogen sich hauptsächlich auf die Erstellung eines Informations- und Beratungsdienstes in den beiden Stadtteilen sowie auf die Schaffung von Zugängen zu Personen und Gruppen, die ein Interesse an einer Qualifizierung als ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Bereich der Seniorenbetreuung hatten.

Wegen der Ähnlichkeit und teilweisen Identität der Fragestellung lag es nahe, eine Kooperation zwischen dem Referat für Integration der Stadt Duisburg und Mitarbeitern der Studie zu vereinbaren, die im Wege eines Werkvertrages realisiert wurde. Dieser Vertrag sah vor,

Wegen der Ähnlichkeit und teilweisen Identität der Fragestellung lag es nahe, eine Kooperation zwischen dem Referat für Integration der Stadt Duisburg und Mitarbeitern der Studie zu vereinbaren, die im Wege eines Werkvertrages realisiert wurde. Dieser Vertrag sah vor,

- bei einer Auftaktveranstaltung mit Vertretern der Begegnungs- und Beratungszentren, der Migrantenselbstorganisationen und der Verwaltung über Ergebnisse und Erfahrungen des Institutsprojektes zu berichten,
- den Verlauf des Projektbausteins wissenschaftlich zu begleiten und zu beraten,



- sowie über den Projektverlauf und über Ergebnisse eine abschließende Einschätzung vorzunehmen.

Um den geplanten Kommunikationsprozeß zwischen den Begegnungs- und Beratungszentren bzw. der Stadtverwaltung und den Migrantenselbstorganisationen (MSO) zu erzielen, wurde das Projekt mit einer Auftaktveranstaltung begonnen, bei der das Vorgehen erläutert und für die Teilnahme geworben wurde. Dabei zeigte sich ein starkes Interesse insbesondere der Vertreter der MSO an einer Verstärkung des Austausches und der Zusammenarbeit mit den vorhandenen Einrichtungen.

Für den Fortgang des Projektes waren durch das Referat vier Begegnungs- und Beratungszentren (BBZ) als impulsgebende Einrichtungen ausgewählt worden, deren Standorte über das gesamte Stadtgebiet verteilt waren. Auf diese Weise sollten möglichst alle Stadtteile durch das Vorhaben gleichmäßig erreicht werden. Im Verlauf des Projektes fanden an diesen Standorten vier Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen statt, die sich vor allem mit allgemeinen Fragen der Migration, des Alterns und des eigenen wie des institutionellen Umgangs mit dem Altwerden von Zuwanderern befaßten. Dabei rückten methodische Aspekte des Erwerbs interkultureller Kompetenz in den Vordergrund. Die Vorträge wurden von Gastreferentinnen gehalten, die in ihren Themenbereichen ausgewiesen waren und mit ihren Ausführungen bei den Teilnehmern starkes Interesse fanden.

Es soll hier nicht der Verlauf des Projektes in allen seinen Schritten nachvollzogen und aufgearbeitet werden. Aufgabe dieser Stellungnahme ist es vielmehr, ausgehend von dem Ziel des Projektbausteins „Offene Altenhilfe“ die bisherige Arbeit in

einigen wichtigen Punkten zu betrachten und zu kommentieren sowie Perspektiven für eine Fortführung aufzuzeigen.

Als Ziel des Vorhabens im weitesten Sinne soll hier verstanden werden, Voraussetzungen für eine Verbesserung der Lebenssituation älterer Migranten zu schaffen. Die Bedingungen, die insbesondere bei der ersten Generation der Arbeitsmigranten, den „Gastarbeitern“, zu einem hohen Maß an Benachteiligung geführt haben, sind bekannt. Auf ihre nochmalige Darstellung soll daher in diesem Zusammenhang verzichtet werden. Wichtig ist jedoch festzuhalten, daß diese Benachteiligung den betroffenen Personenkreis auch von der Möglichkeit ausgeschlossen hat, sich angemessen über die sozialen Einrichtungen dieser Gesellschaft und über deren Angebote im Bereich der Seniorenarbeit zu informieren. Dies jetzt zu leisten und gezielte Informations- und Teilhabeangebote zu entwickeln muß das Ziel einer gewissermaßen nachholenden Integration sein. Die Entwicklung von ISI ist dazu der richtige Ansatz. Hierdurch kann dazu beigetragen werden, die zuständigen Einrichtungen in den Bereichen der Verwaltung, der Wohlfahrtsverbände und der MSO miteinander stärker zu vernetzen und ihre Effizienz dadurch zu verbessern.

Mit der Durchführung der vier Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen wurde eine erfolversprechende Ausgangsbasis für das Projekt geschaffen. Das Verhältnis zwischen Information, Diskussion und Erfahrungsaustausch war ausgeglichen und trug zur Bildung einer konstruktiven Atmosphäre und eines gemeinsamen Problemverständnisses bei.

Offen blieb freilich, wie das Projekt weitergeführt werden kann. Sofern das Referat für Integration als zuständige Koordinierungsstelle weitere Arbeits-



schritte beabsichtigt, wäre es sehr angeraten, den bisherigen Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Veranstaltungen bald entsprechende Mitteilungen zukommen zu lassen, damit bei ihnen das Bewußtsein über eine Fortsetzung der begonnenen Kooperation erhalten bleibt. Sonst bestünde die Gefahr, daß etliche Teilnehmer für sich das Projekt als beendet betrachten und für eine Weiterführung nicht mehr in Frage kommen. Es müßte dann mit einer neuen Werbekampagne das Interesse für das Projekt ganz neu aufgebaut werden.

Im Interesse des Projektes „Offene Altenhilfe“ für Menschen mit Zuwanderungsgeschichte wäre es

wünschenswert, diesen Aufgabenbereich zu erhalten, da bei den zuständigen Dienststellen und Institutionen wichtige Erfahrungen vorliegen, die in einen weiteren Konkretisierungsprozeß einfließen könnten. Dies würde den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zugute kommen, die z.T. schon seit langem in diesem Bereich tätig sind und sich für weitere Anregungen interessieren.

Es ist zu vermuten, daß besonders für die MSOs eine Fortsetzung des Projektes wichtig wäre. Ganz abgesehen von dem Bedarf älterer Migranten an Rat und Tat würde sich hierdurch auch das Kooperationsverhältnis zwischen den Fachleuten



„Ich kann mich noch ganz genau an den Tag erinnern, an dem ich aus dem Süden der Türkei nach Deutschland kam: Es war der 20. Juli 1980. Ich hatte vier meiner sechs Kinder dabei. Mein Mann war schon als

Gastarbeiter vorgegangen. Der Umzug war sehr aufregend für mich, ich war doch noch nie zuvor in einem anderen Land gewesen. Ich kannte nur mein Dorf und Adana, die Stadt, in der wir zuletzt gewohnt haben. Die Kinder haben sehr schnell Deutsch gelernt, ich kann es immer noch nicht. Ich brauche es aber auch gar nicht. Wenn ich etwas erledigen muss, helfen mir die Kinder oder Bekannte. Nachdem mein Mann gestorben ist, habe ich mit meiner jüngsten Tochter zusammenge- wohnt. Vor zwei Jahren hat auch sie geheiratet und ist ausgezogen. Doch sie wohnt mit ihrem Mann gleich um die Ecke und sie kümmert sich immer

noch um mich. Sie geht zu Ärzten mit mir und hilft mir, meine Medikamente einzunehmen. Gottseidank kann mich selbst anziehen und auch die täglichen Gebeten schaffe ich noch. Schwere Arbeit kann ich natürlich nicht mehr verrichten und auch das Putzen schaffe ich nicht mehr alleine. Aber ich bekomme ja Hilfe. Ich finde, Kinder müssen für ihre Eltern sorgen, wer soll es denn sonst tun? Ich bin sehr zufrieden mit meinen Kindern, ich habe gute Kinder. Nicht jeder hat so gute Kinder. Obwohl sie ja inzwischen total verstreut sind: Nur ein Sohn und eine Tochter wohnen in Duisburg. Ein Sohn lebt in der Türkei, zwei Töchter in Schweden und eine Tochter in Spanien. Ich habe sie alle schon besucht, es ist überall schön. Aber wenn ich mir aussuchen dürfte, wo ich im Alter leben möchte, dann wäre es mein Dorf. Ich vermisse es sehr. Dort würde ich gerne alleine in meiner eigenen Wohnung leben. Und meine Kinder, die könnten mich ja besuchen kommen.“

Telli Kılıç (77)



und den MSOs stabilisieren, das sich im Verlauf der Veranstaltungen auf einer partnerschaftlichen Ebene gebildet hat. Welche Möglichkeiten, aber auch welche Schwierigkeiten bei dem Thema Seniorenarbeit innerhalb der MSO auftreten können, kann am besten aus der Binnenperspektive festgestellt und beurteilt werden. Hier sind die Zuwanderer selbst die geeignetsten und erfahrensten Gesprächsteilnehmer. Ihre Beteiligung an dem Projekt „auf gleicher Augenhöhe“ kann wichtige Synergieeffekte auslösen.

Aus anderen Zusammenhängen im Bereich der Gemeinwesenarbeit ist bekannt, daß ein Vorhaben, das sich auf einen Stadtteil oder ein Wohnquartier bezieht, umso mehr Zustimmung bei der lokalen Bevölkerung erzielt, je deutlicher folgende drei Kriterien erfüllt sind:

Erstens: Es muß eine konkrete, praktische Aufgabenstellung vorliegen, deren Erfüllung hohe Priorität hat.

Zweitens: Die Aufgabe muß eng definiert, d.h. übersichtlich, begrenzt und bewältigbar sein.

Drittens: Das Projekt muß einen ersichtlichen Nutzeffekt für die Zielgruppen aufweisen.

Der Baustein „Offene Altenhilfe“ erfüllt diese Kriterien sehr präzise. Das Vorhaben gilt allgemein als einer der zentralen Arbeitsbereiche in der lokalen Integrationspolitik. Das Vorhaben führt zwei Handlungsfelder der sozialen Arbeit zusammen: Migrationsarbeit und Seniorenarbeit. Aus beiden Bereichen wurde u.a. aus den Duisburger Integrationskonferenzen ein deutlicher Arbeitsauftrag entwickelt, der bei der Formulierung des Konzeptes weitergeführt wurde. Unbestreitbar ist schließlich

der Nutzen des Vorhabens: Nicht nur profitieren ältere Migranten unmittelbar von den zu entwickelnden Informations- und Unterstützungsangeboten, auch die Entlastung, die für die Angehörigen von einem gelungenen Projekt ausgeht, ist zentraler Bestandteil des Ergebnisses. Es trägt zu einem entspannteren Verhältnis zwischen Senioren und ihren Angehörigen bei.

Mit den bisherigen Veranstaltungen im Rahmen des Projektbausteins „Offene Altenhilfe“ konnte ein Ergebnis im Sinne eines sich an der Basis vollziehenden Entwicklungs- und Qualifizierungsprozesses erwartungsgemäß noch nicht erreicht werden. Zwar hat, wie oben ausgeführt, die Vernetzung unter den beteiligten Institutionen eindeutig an Qualität gewonnen. Und dieses Ergebnis muß hoch bewertet werden. Es ist eine wichtige Voraussetzung für die folgenden Schritte. Im Grunde genommen – dies wird erst beim Aufschreiben dieser Überlegungen wirklich klar – handelt es sich bei dem Projektbaustein um zwei Vorhaben. Das eine ist die Vernetzung der Institutionen untereinander und mit den MSOs. Dies hat begonnen und bedarf der Fortsetzung. Das andere ist die Qualifizierung von ehrenamtlich tätigen Personen und hat noch nicht begonnen. Diese Aufgabe ist der Gegenstand der hier angestellten Überlegungen.

Das eigentliche Ziel der Qualifizierung, so wie es der Verfasser dieser Zeilen versteht, ist zwar angesprochen worden, aber noch nicht Gegenstand konkreter Überlegungen und Erörterungen gewesen. Um Mißverständnissen vorzubeugen, soll dieses Ziel an dieser Stelle nochmals präzisiert werden, um daraus Schlußfolgerungen für eine Weiterarbeit ziehen zu können: Es geht darum, aktive Mitglieder der MSOs für eine ehrenamtliche Tätigkeit im Bereich der Seniorenbetreuung zu



qualifizieren. Der Anspruch dieser Qualifizierung kann nicht darin bestehen, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu Altenpflegern auszubilden. Das Ziel der Maßnahme ist es vielmehr, diese Personen zu befähigen, den Beratungs- und Unterstützungsbedarf älterer Menschen zu verstehen und ihnen mit Empathie zu begegnen sowie ihnen dabei zu helfen, sich mit der Bitte um Information und Ratschläge an die zuständigen Stellen zu wenden. Damit üben die entsprechend geschulten ehrenamtlich arbeitenden Personen einen Vermittlungsdienst zwischen den unterstützungsbedürftigen Senioren und den professionellen Mitarbeitern der öffentlichen Einrichtungen aus.

Die Modalitäten einer solchen Qualifizierung müssen im Rahmen eines weiterführenden konkreten Konzeptes neu formuliert werden. Dazu kann an dieser Stelle kein Beitrag geleistet werden. Wohl aber sind einige Stichworte zu nennen zu der Frage, welche Bereiche bei konzeptionellen Überlegungen zu der Qualifizierungsmaßnahme berücksichtigt werden sollten. Sie sind hier in unsystematischer Reihenfolge aufgeführt und absolut unvollständig. Sie stellen allenfalls den bescheidenen Beginn einer Checkliste dar, die zu ergänzen ist.

Zur Frage der Nutzung vorhandener Angebote für die Qualifizierung interessierter Personen ist vermutlich das Institut für Aus- und Fortbildung/Studieninstitut der Stadt Duisburg ein interessanter Gesprächspartner, der auch weitere Kontakte erschließen könnte.

Bei der Wiederaufnahme des Gesprächs mit den MSO sollte festgestellt werden, welche Gruppen (v.a. Frauengruppen) es in den größeren Vereinen gibt, die sich mit bestimmten sozialen Aufgaben beschäftigen. Personen aus solchen Gruppen sind

am ehesten zur Teilnahme an einer Qualifizierung für ehrenamtliche Tätigkeiten zu motivieren.

Ein interessantes Projekt, dessen Erfahrungen für das Vorhaben „Offene Altenhilfe“ nutzbar gemacht werden könnten, ist die Geschäftsstelle des „Integrationslotsennetzwerk“, das durch das Referat für Integration selbst durchgeführt wird. Es ist durchaus denkbar, daß interkulturell interessierte und sozial engagierte Menschen es reizvoll finden, eine Lotsentätigkeit in dem beschriebenen Rahmen durchzuführen.

Wenn es gelingt, einen Kreis von Teilnehmerinnen und Teilnehmern für die geplante Qualifizierung zu gewinnen, dann sollte für diese Personen ein interessantes und motivierendes Programm entwickelt werden, das an keinem einzigen Punkt langweilig sein darf. Die einleitenden Veranstaltungen der vergangenen Projektphase waren für den überwiegenden Teil der Zuhörer geeignet. Für die bevorstehende Realisierungsphase wären sie fehl am Platze.



Herausgegeben von
Stadt Duisburg
Der Oberbürgermeister

Referat für Integration
Gutenbergstraße 24
47051 Duisburg

Integration@stadt-duisburg.de
www.duisburg.de/zuwanderung

Nurcan Tarakci, Telefon: 02 03 / 2 83 – 69 16
Nicole Hübner, Telefon: 02 03 / 2 83 – 69 14
Fax: 02 03 / 2 83 – 69 21

Geschäftszimmer
Telefon: 02 03 / 2 83 – 69 13

Alles, was Duisburg interkulturell zu bieten hat: Freizeit, Bildung, Veranstaltungen und Infos rund um die Themen Integration und Zuwanderung. [Klicken Sie sich ein.](#)

Wir sind
Du!



www.wir-sind-du.de



Die Initiative des Bundes für Integration der Stadt Duisburg

Das interkulturelle Stadtportal Duisburgs.